BEGEGNUNGEN

THOMAS SCHÄRER

EXKLUSION UND TEILHABE IM ÖFFENTLI- CHEN RAUM

Auf der Suche nach Zugehörigkeit, Strategien der Aneignung

Wo Menschen eng zusammenleben, sind Konkurrenz, Verdrängung oder Ausschluss fast unumgänglich. Dass deshalb nicht alle überall und immer den öffentlichen Raum als zugänglich oder offen erfahren, war der Fokus des Projekts „Die fragmentierte Stadt“. Mit dem Wahrnehmen von Exklusion gerät gleichzeitig die individuelle Suche nach Teilhabe oder Strategien der Aneignung in den Blick. Nicht alle lassen sich vertreiben oder ausgrenzen. Mit Beharrlichkeit und Fantasie verstehen es einige, Teil des öffentlichen Raums zu bleiben oder zu werden. In einer ersten Phase ausführlichen Spazierens und Beobachtens in Graz, Zürich und Berlin wurden wir Zeugen einiger offensichtlicher Verdrängungen, beispielsweise der Wegweisung eines bettelnden Mannes durch zwei Angestellte eines Sicherheitsdienstes.

Der alte Mann hatte sich im Mai 2018 beim Berliner Bahnhof Zoo mit einem Pappbecher unmittelbar neben einen Geldautomaten gesetzt und bettelte. Die PassantInnen schienen ihn keines Blickes zu würdigen. Dennoch nahmen ihn viele mit Seitenblicken wahr, diskret, in Bruchteilen von Sekunden. Wir beobachteten die Szene aus gebotener Distanz und positionierten unsere Kamera. Ins Bild kam auch die Aufwertung der alten „City West“. Im Hintergrund ist ein fast fertiges Bürogebäude mit geschwungener Glasfassade zu erkennen, errichtet für 130 Millionen Euro durch den US-Konzern Hines. Es ersetzt die viel beklagte „Schmuddelecke“ an der Joachimstaler Straße. Dieser Komplex aus den sechziger Jahren mit Sexshops, Sexmuseum und zahlreichen Imbissbuden passte nicht länger in das Stadtbild.¹ Hier sind also in einem Bild zwei parallellaufende Verdrängungsprozesse sichtbar: die „Stadt-reparatur“, welche den „alten Westen“ für internationale InvestorInnen und kaufkräftige Kundschaft wieder attraktiv machen sollte (nachdem diese Position jahrelang die wiederaufgebaute Mitte innehatte) und die Wegweisung von bettelnden (kauernenden, liegenden) Personen im Bahnhofsumfeld.

In der Grazer Peripherie sah ich im Sommer 2017 inmitten eines Wäldchens ein perfekt getarntes, gut eingerichtetes Zeltlager von Fahrenden, die in der Innenstadt organisiert bettelten. Beliebte Plätze waren und sind umkämpft, einflussreiche Gruppen scheinen sie planmäßig zu besetzen, mit Vorliebe mit alten, versehrten Menschen oder Kindern, die den größten Teil ihrer spärlichen Einkünfte abgeben müssen.

Ein solches Zeltlager war nicht einfach beim Herumstreifen („Strawanzen“, wie man in Graz sagt) zu finden. Ein Tipp über drei Ecken führte mich dort hin. Leider war niemand da. Vielleicht wurde ich, der Beobachter, beobachtet, waren die Bewohnenden

¹ Cay Dobberke, Tagesspiegel, „Bauprojekt City West. Investor Hines startet Abriss der Schmuddelecke am Zoo“, 04.03.2015

oben:
Videostill,
Betteln an der Quelle

unten:
Videostill, klandestine
Waldsiedlung

dieses Camps gewarnt? Meine Neugier überwog Takt und Unrechtsbewusstsein. Ich musste sehen und festhalten. Danach wartete ich zwei Stunden, in der Hoffnung jemanden zu treffen – vergeblich. Die Skrupel, die Aufnahme hier zu zeigen, sind gemildert durch das Weglassen des letzten Teils der ursprünglichen Plansequenz: Er hätte dieses Versteck mit dem Stadtraum verbunden. So bleibt es klandestin, nicht lokalisierbar.

In Zürich sahen wir dunkelhäutige Menschen, die sich so durch die Stadt bewegten, dass sie möglichst nicht auffielen, nicht in Polizeikontrollen gerieten. Das heißt, sie mieden bestimmte Orte. Doch es ist das eine, festzustellen, *dass* bestimmte Menschen bestimmte Orte meiden. Das andere ist es, von ihnen zu erfahren, *warum* sie das tun, welche Überlegungen, Emotionen, Befindlichkeiten und Reaktionen damit verbunden sind. So erzählte uns beispielsweise auf einem gemeinsamen Spaziergang durch Zürich ein seit vielen Jahren – mittlerweile legal – in der Stadt wohnender Äthiopier, er zittere zuweilen immer noch, wenn er PolizistInnen sehe oder an angstbesetzten Orten aus seiner Zeit als „Illegaler“ vorbeigehe.²

Uns war von Beginn an klar, dass wir im beobachtenden, phänomenologischen Modus schnell an Grenzen gelangen würden, an solche des Verstehens, der Empathie und an ethische Grenzen. Räume werden individuell sehr unterschiedlich wahrgenommen, erlebt und gedeutet, ja sie realisieren sich ein Stück weit erst in der individuellen Wahrnehmung und Deutung. Während physische Orte (Gehsteige, Straßen, Plätze, Bänke, Parks) über eine bestimmte Zeit stabil bleiben, prägen und verändern Menschen mit ihrer Wahrnehmung, ihrem Verhalten und ihren sozialen Beziehungen Orte dynamisch. Das Zusammenspiel von physischen Voraussetzungen und individuellen Eigenschaften, Ressourcen, Wahrnehmungen, Erwartungen, Deutungen und Verhaltensweisen lässt Orte im Verständnis von Pierre Bourdieu zu Räumen werden, in denen sich die soziale Stellung der AkteurInnen abbildet.³

Marginalisierte zu fotografieren, zu filmen – das war uns bewusst, bevor wir es vereinzelt dennoch taten – ist „Bilderstehlen“, eine oberflächliche Kategorisierung und eine weitere Marginalisierung der Fotografierten/Gefilmten unsererseits.⁴ Eine Unkenntlichmachung von Gesichtern oder Orten (wie bei den Clips auf Seite 1) kann nur eine Notlösung sein. So suchten wir den Austausch mit Menschen, die uns im öffentlichen Raum auffielen, sei es, weil sie lange und konstant bestimmte Orte frequentierten oder weil sie Räume anders brauchten als andere bzw. anders als vorgesehen. Dabei interessierte uns, welche konkreten subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen hinter Begriffen wie „Verdrängung“

2 Video-Spaziergang mit Berhanu (Julia Weber, Jürgen Krusche, Mirjam Gautschi und Thomas Schärer), 16.12.2017

3 „In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert ist und nicht die Hierarchien und sozialen Distanzen zum Ausdruck bringt.“ Bourdieu, Pierre (1991): „Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum“, in: Wentz, Martin (Hg.): Stadträume, Frankfurt am Main, S. 25–34, hier S. 26 f. Orte sind nach Bourdieu Verständnis durch soziale Prozesse geprägt, in denen sich Sinnzusammenhänge, Bedeutungszuschreibungen, Distinktion als soziale Praxis, Handlungsoptionen, soziale Güter, Körper und Materie widersprüchlich verschränken.

4 Zum Verhältnis von Filmenden und Gefilmten und den damit verbundenen ethischen Fragen siehe: Schärer, Thomas (2016) „Die Kamera als Trenn- und Schnittstelle. Die Beziehung zwischen Filmenden und Gefilmten“, in: Picard, Jacques/Chakkalakal, Silvy/Andris, Silke (Hg.): Grenzen, Berlin, S. 111–133

und „Teilhabe“ stehen: Wie nutzen und erleben Menschen, die tendenziell am Rande der Gesellschaft stehen, dorthin gedrängt werden (oder sich dort sehen), öffentliche Stadträume? Wo fühlen sie sich willkommen, wo nicht, und warum? Wie wehren sich Menschen gegen drohende Exklusion, sei sie real oder befürchtet? Wie nehmen sie ihre eigene Situation wahr, wie reden sie darüber? Stellen sie sie in den Zusammenhang größerer gesellschaftlicher Prozesse? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen erlebter, befürchteter und objektivierbarer Exklusion? Die subjektiven Sichtweisen und Deutungen der Betroffenen und die daraus resultierenden Handlungen standen im Vordergrund. Viele dieser Erfahrungen hielten wir mit dem Einverständnis unserer GesprächspartnerInnen audiovisuell fest. Dass die wenigsten mit (zunächst) Fremden über unangenehme Situationen reden wollten, umso weniger, wenn diese Mikrofon und/oder eine Kamera mitführten, war vorauszu-sehen. So waren Zeit, Geduld, Neugierde, Offenheit, Ehrlichkeit, Beharrlichkeit und Frustrationstoleranz beiderseits nötig. Wie oft wir vergeblich versuchten, in ein Gespräch zu kommen, (umsonst) bei Verabredungen warteten, für ZivilpolizistInnen oder Spitzel gehalten wurden, sei hier nicht weiter ausgeführt.

Leitend für die folgende fragmentarische Auswertung einiger unserer Gespräche, gemeinsamer Spaziergänge (Video-Walks) und Beobachtungen sind diese Fragen: Was tun Menschen bewusst oder unbewusst, einzeln oder in einer Gruppe, um einer ihnen (gefühlte oder real) drohenden Verdrängung zu begegnen? Wie mobilisieren sie Ressourcen, nehmen Anteil an Räumen und prägen sie mit? Dabei gehe ich von subjektiven, konkreten Erfahrungen aus und vergleiche sie in der Absicht, gewisse intersubjektive Muster zu erkennen.

Im Wesentlichen stütze ich mich auf Begegnungen mit einer Einzelperson und drei Gruppen und fokussiere jeweils unterschiedliche Aspekte: Bei der älteren Obdachlosen Marianne in Zürich wie auch bei einer Gruppe von AktivistInnen, die sich im öffentlichen Raum gegen ein Wasserkraftwerk in Graz wehrten, interessiert mich die Frage, wer und was in unterschiedlichen Bedrohungs- bzw. Ausgrenzungssituationen zu Verbündeten bzw. Ressourcen werden kann. Bei einer Gruppe von Obdachlosen, die sich vor allem rund um den Bahnhof Zoo und den Tiergarten in Berlin aufhielt, wie auch bei einer Gruppe von alternativ Lebenden („AussteigerInnen“) im „Teepeeland“ am Spreeufer, ebenfalls in Berlin, interessieren mich Gruppendynamiken und eigeninitiierte Regeln von Menschen am Rande oder außerhalb der Gesellschaft. Fördern diese Regeln die Partizipation, das Zusammenleben und die Selbstermächtigung in potenziell bedrohten Lebensmodellen? Oder verfestigen sie informelle Hierarchien und wirken letztlich ausschließend?

Erfahrungen

Marianne sucht Verbündete

Marianne Wimmer hielt sich im Winter 2017 oft in der Zürcher Zentralbibliothek auf, vor allem in der Cafeteria. Auch in der nahe gelegenen Pestalozzi-Bibliothek verbrachte sie ganze Tage. Die ältere Frau war viel zu Fuß unterwegs, die Straßenbahn konnte sie sich nicht leisten. Ihre Nächte verbrachte sie draußen, an verschiedenen Orten. Einige zeigte sie mir.

In Acht nahm sie sich vor PolizistInnen, da diese kein Benehmen hätten, „nur ans Geld denken, korrupt sind“, sowie vor aufsuchenden Sozialarbeitenden der SIP [Sicherheit, Intervention, Prävention]. „Die wollten mich umbringen“, sagt sie. Auch Jugendlichen begegnete sie eher mit Misstrauen, nachdem einige ihren Schlafsack in Brand gesteckt hatten. Sie zeigte mir ihre Brandwunde und kommentierte lakonisch: „Ich höre gut und sehe gut, sonst wäre ich schon lange tot. Das musst Du können auf der Straße.“ Die Halle des Zürcher Hauptbahnhofs mied Marianne, dort gäbe es Polizei, Jugendliche und SIP im Übermaß.⁵

Um (über-)leben zu können, suchte sie sich gezielt „Verbündete“, Menschen, von denen sie sich Unterstützung erhoffte, die für sie zu Ressourcen werden konnten. Erfolgreich war sie dabei oft bei Lehrpersonen und Studierenden. Als sie mich im Februar 2017 in der Cafeteria der Zürcher Zentralbibliothek ansprach, sah sie sicherlich auch in mir eine potenzielle Ressource. Bei ihren „Verbündeten“ suchte sie nicht in erster Linie materielle Unterstützung, sondern Austausch, Informationen, Rat und Rückhalt. So versuchte sie, die Tipps eines Lehrers und eines Geschäftsmannes zu beherzigen, sie solle keinen Becher vor sich stellen, um zu betteln, das sei verboten. Wenn sie direkt auf Leute zugehe und sie frage, sei nichts dagegen einzuwenden. Allerdings zeigte sie sich nur bedingt lernfähig; als ich sie das zweite Mal – nun verabredet – traf, war ihr gerade von einem Polizisten Geld konfisziert worden, das sie offensichtlich mit einem vor sich stehenden Becher erbettelt hatte. Für ihre Einkünfte von 2,55 Franken erhielt sie ordnungsgemäß eine Quittung, die sie mir fast stolz zeigte. Ich versuchte, ein geduldiger Zuhörer zu sein. Eindringlich, aber meist unzusammenhängend erzählte sie aus ihrem Leben voller Schicksalsschläge. Konziser wurde sie während unseres Spaziergangs durch das Zürcher Niederdorf. Sie zeigte mir unter anderem Orte und Personen, die für sie zu „Verbündeten“ oder zu Ressourcen geworden waren.

17. März 2017⁶: Mit wachen Augen mustert Marianne die Eingangstreppe. Sie ist schlank, drahtig gar. Unauffällig bis gut gekleidet, bewegt sie sich schnell auf ihren weißen Turnschuhen. Ihr Mund ist in ständiger Bewegung, auch wenn sie schweigt. Ihre

5 „Wir kennen vermutlich die meisten. Es ist kein Überwachungsstaat. Es gibt Klienten, mit denen hatten wir noch nie zu tun. Wimmer kennen wir (...). Die SIP kann nicht wegweisen, wir haben keine polizeiliche Gewalt. Wir sensibilisieren, wir erklären. In aller Regel wirkt das. Wenn nicht, dann ziehen wir die Polizei bei. Dann kann man Wegweisungen aussprechen. In der Regel verwarnt der Polizist, möglich sind Wegweisungen für 24 Stunden. (...) Bettelnde Personen im Hauptbahnhof werden relativ schnell weggewiesen, auch von der Bahnhofstrasse.“ Peter Laib (Teamleiter sip züri). Gespräch von Julia Weber und Thomas Schärer mit Simon Weis (Stabsmitarbeiter/Konfliktmanager) und Peter Laib, 22.06.2017

6 Video-Spaziergang mit Marianne von der Zentralbibliothek zum Hauptbahnhof, Zürich, 17.03.2017, Gespräch und Kamera: Thomas Schärer (im Folgenden immer, falls nichts anderes erwähnt)

Lippen bedecken ihre wenigen Zähne im Unterkiefer kaum. Wir stehen vor der Zürcher Predigerkirche. Hier verbrachte sie einen Großteil des Winters 2016/2017. Die Kirche tolerierte sie da, obwohl die Treppe wegen Gottesdiensten und Konzerten auch über Mittag viel begangen ist. Das Liegen auf den Steinstufen war eine Tortur: „Es gibt keine Bequemlichkeit auf der Straße.“ Sie erregte Aufsehen und wurde nach einiger Zeit weggeschickt, erzählt sie in bayrischem Dialekt.⁷ Zurzeit hause sie bei einer Bekannten am Zürichberg in einer Garage, das sei besser, aber nur ein Provisorium, bis sie ihr Wohnmobil zurückerhalte.

Auf dem Weg Richtung Hauptbahnhof winkt Marianne einem jungen Mann in einem Döner-Stand. Hier wärmt sie sich ab und zu auf und erhält immer wieder mal etwas zu essen geschenkt. Am Bahnhofsplatz erzählt sie mir von einer weiteren „Verbündeten“. Die frühere Geschäftsführerin von Zigarren Dürr hatte Marianne erlaubt, dass sie sich nach Ladenschluss vor dem Eingang installierte, auf privatem Grund. Die Sicherheitsleute und PolizistInnen, die hier oft Streife laufen, konnten sie nicht wegweisen, im Gegenteil: „Frau Dürr meinte, ich sei ihre Security.“ Sie habe gesagt, „die Frau ist in Ordnung, die trinkt nicht, die ist sauber, die kann da sein“. Hier verbrachte Marianne während dreier Monate ihre Nächte. Wie ein Theater habe sich ihr das Treiben auf dem Bahnhofplatz dargeboten: Die PassantInnen, die Trams, die auf Kundschaft wartenden Taxi-Chauffeure. Um die Ecke befindet sich das Büro eines Rechtsanwalts, der sie eines Nachts gerettet habe. Man habe sie zwangsmäßig in die Psychiatrie einweisen wollen, aber er habe sich für sie eingesetzt. Schon sind wir auf dem Weg dahin, im Lift; ihrer Entschlossenheit habe ich nichts entgegenzusetzen. Im Büro angekommen, will sie aber niemand kennen, wir werden fortgeschickt. Auffällig freundlich wird Marianne im nahen Starbucks-Café bedient. Sie ist hier offensichtlich Stammkundin, erhält auch mal einen Gratis-Kaffee. Ein weiterer Zufluchtsort ist die Bahnhofshilfe, ein bisschen versteckt in einem Zwischengeschoss des weiterverzweigten Bahnhofuntergrunds. Hier versorgt sie sich mit Sandwiches, scherzt mit der Dame am Schalter. Fast automatisch scheint sie Menschen auf ihre potenziellen Bündnis-Qualitäten abzuscannen, so auch zwei junge Frauen, in deren Nähe wir uns setzen. Sie sammelt Telefonnummern und nutzt sie auch, wie ich aus eigener Erfahrung weiß: „Es muss jemand in der Nähe sein, Studenten, die dich kennen. Die Polizei droht. Die wollen, dass ich keinen einzigen Rappen habe. Ich soll krepieren.“ Vor dem Kaffee „schnorrt“ sie von einem jungen Mann eine Zigarette und lässt sich Feuer geben. Sie hat einen neuen Gesprächspartner, eine neue Ressource. Ich verabschiede mich, nach über zwei Stunden intensiven Zuhörens und Fragens bin ich erschöpft.

7 Die Zürcher Tageszeitung „Tages-Anzeiger“ berichtete gleich zweimal über die eigenwillige Frau: Martin Sturzenegger, „Die Zürcherin, die niemals schläft“, 01.02.2017; Martin Sturzenegger, „Marianne von der Polizei verjagt“, 24.02.2017

Marianne suchte Kontakt, immer, überall. Viele wandten sich relativ schnell von ihr ab. Nicht, weil sie auf den ersten Blick als obdachlos aufgefallen wäre. Ihre Erzählungen von PolizistInnen und Verwandten, die sie verfolgten, mochten ihrer Erfahrung entsprechen, ich allerdings konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, sie leide an Verfolgungswahn. Ihre vielen Bekannten, von denen sie erzählte – einige trafen wir gemeinsam – zeigten aber, dass sie es schaffte, Beziehungen aufzubauen.

Marianne versuchte auch noch auf einer weiteren Ebene zu kommunizieren: mit zahlreichen, dicht beschriebenen Tafeln, die sie jeweils vor ihrem Gepäck zur Schau stellte. Da war etwa neben einem Heiligenbildchen zu lesen: „Polizei, Beamte/in, Sip Zürich !?? Benehmen? Bequemlichkeit? Korrupt?“. Ihre Deutungen und Botschaften mochten kryptisch wirken, befremden oder abstoßen, doch sie alle waren Kommunikationsangebote, auch Hilferufe. In ihrem umfangreichen Gepäck, das sie immer wieder mal an „sicheren“ Orten wie der Cafeteria der Zentralbibliothek deponieren konnte, befanden sich mehrbändige Lexika und Gesetzsammlungen. Sie müsse doch nachschauen können, wenn sie ein Wort nicht verstehe, erklärte sie mir. Ihre Lage war prekär, ihre Kontaktversuche oft vergeblich und ihre „Bündnisse“ allzu oft ephemere. Dennoch schaffte es Marianne, ein Stück weit die Kontrolle über ihre Lage zu behalten, eigene Entscheidungen zu treffen. Deswegen strahlte sie auch eher Lebenswillen und eine gewisse Energie aus als Bedürftigkeit und Resignation, was ihr wiederum half, ihre fragilen Bande zu knüpfen. Gesehen und gehört habe ich nach einem letzten Anruf Anfang 2018 nichts mehr von ihr. Die erhoffte Hilfe war ich nicht. Ihre Frage, ob sie bei mir wohnen könne, überforderte mich. Mein „nein“ war kleinlaut und hilflos.

**Versuche der Aneignung und des Schutzes von „Natur“-Raum:
Widerstand gegen den Bau des Murkraftwerks in Graz
aus der Sicht Annas und ihrer MitstreiterInnen**

Einer anderen Art von Versuchen, im öffentlichen Raum Bündnisse zu schmieden und Ressourcen zu erschließen, begegnete ich – zusammen mit Julia Weber, später auch mit Aya Domenig – bei einer Gruppe von AktivistInnen, die sich ab 2017 gegen den Bau eines Kraftwerks an der Mur wehrten. Eine zentrale Ressource dieses vielfältigen Widerstands war der öffentliche Raum. In unzähligen Demonstrationen durch die Grazer Innenstadt äußerten Menschen ihren Unmut über den Bau eines Kraftwerks von relativ beschränkter Leistung, welcher die Mur und ihr Ufer im Stadtzentrum über Kilometer nachhaltig verändern sollte. Dem bis zu drei Meter höheren Wasserspiegel und dem Bau eines Entwässerungskanals fielen Bäume und Schrebergärten zum Opfer.

Demonstrationen (mit bis zu 2000 Teilnehmenden), Standaktionen, Protestcamps und kontroverse öffentliche Diskussionen vermochte die Bauherrschaft – darunter die Stadt Graz – nicht von ihrem Vorhaben abzubringen. Mit Baubeginn und vor allem mit dem Beginn umfangreicher Baumfällungen veränderte sich sowohl die Zusammensetzung wie die Form des Widerstands. Neben der seit 2009 aktiven und nach wie vor bestehenden Gruppierung „Rettet die Mur“⁸, die auf politischen und juristischen Wegen kämpfte, wurde ab 2017 eine lose Gruppierung unter dem Label „Murcamp“ aktiv. Ihre Aktionen konzentrierten sich auf das Murufer. An verschiedenen Stellen bauten sie mindestens drei „Murcamps“ auf, die allesamt geräumt wurden. Die AktivistInnen hielten sich teilweise über Monate auf der öffentlichen Murpromenade und der Böschung der Mur auf. Sie versuchten so einerseits bei PassantInnen Aufmerksamkeit für das geplante Bauprojekt zu generieren, andererseits wollten sie konkret das „Ufer schützen“, wie Anna und Bernd erklärten, zwei der Protestierenden, die den Sommer 2017 fast ununterbrochen in diesem Camp verbrachten. Der Schutz der Natur und die öffentliche Zugänglichkeit des Murufers waren zentrale Anliegen der Auseinandersetzungen auf und um öffentliche Räume.

Nach ersten Rodungen im Februar 2017 spitzte sich die Lage zu, fast täglich gab es Protestaktionen.⁹ Ein erstes Camp entstand Anfang Februar, einige Zelte auf der Höhe des Puchstegs. Nach dessen Räumung am 10. Februar 2017 entstand weiter flussaufwärts auf der Höhe der Wohnsiedlung Am Landwehr das zweite, größte Murcamp: ein Zeltlager sowie mehre Holzhütten und Infostände, die durch mindestens drei Baumhäuser ergänzt wurden. Die Räumung des zweiten Camps am 3. Juli 2017 durch die Polizei, die Holding Graz und die Feuerwehr war für die Protestierenden eine Überraschung, nur ein Murcamp-Aktivist verbrachte die Nacht auf einem Baumhaus. Sie hätten mit der Polizei einen guten Kontakt gepflegt, erklärte uns Anna. Sie hätte darauf geachtet, dass die Protestierenden neben dem Camp den Radweg, bei dem es sich um öffentlichen Grund handelt, freiließen. Die meisten seien freundlich gewesen, auch die später aufgebotenen Security-Mitarbeitenden. Als Anna von der Räumung erfuhr, sei sie schnellstmöglich hingefahren – so wie wir auch. Wie viele andere sei auch sie von PolizistInnen und Sicherheitsleuten am Betreten des Geländes gehindert worden. Die AktivistInnen errichteten auf der anderen Murseite umgehend ein drittes Camp.

6. Juli 2017: Anna und Bernd begrüßen uns aus etwa 10 Metern Höhe von einem Baum herab. Bernd baut fieberhaft, das neue Baumhaus muss so schnell wie möglich fertig werden. Drei Tage zuvor wurde das zweite Murcamp am gegenüberliegenden Ufer

8 Die Plattform der Gruppe „Rettet die Mur“ besteht weiterhin. Zentraler Bestandteil dieser Seite sind zahlreiche Testimonials von Persönlichkeiten aus der Politik, der Wissenschaft und der Kultur, <http://www.rettetdie-mur.at>, Zugriff am 05.05.2020

9 Ernst Grabenwarter, Kronen Zeitung, „Proteste gegen Grazer Murkraftwerk sind abgeebbt“, 26.06.2018

geräumt, Überreste zerstörter Baumhäuser liegen auf der Uferböschung. Anna seilt sich ab, kommt zu uns, erzählt hinter einem eben erst aufgebauten Holzstuhl mit Infostand am schmalen, asphaltierten Uferweg. Sie ist mittleren Alters, ihre Kinder sind vor kurzem ausgezogen. Wie ihre KollegInnen ist sie wütend über die Räumung, gleichzeitig aber voller Elan, ein neues Camp, das dritte, aufzubauen. Ein Mitstreiter ist daran, auf den Asphalt des Uferwegs „Achtung Natur“ zu sprayen.

Helfer tragen Bretter die Uferböschung hinab und ziehen sie an Seilen in die Höhe. Ein Dutzend Leute soll das Baumhaus fassen, wenn es fertig ist. Dieses Haus, bereits das sechste des Erbauers, „Baumbernd“, symbolisiert den Widerstand gegen das geplante Kraftwerk und hat gleichzeitig eine praktische Funktion: Menschen auf den Baumkronen sollen die Bäume vor anrückenden Baumaschinen und Sägen schützen. Die Murcamp-Leute sprechen von 16 000 Bäumen, die der Befestigung und Erhöhung der Ufer zum Opfer fallen werden.¹⁰

10 Auf der Höhe der Camps 2 und 3 stieg der Wasserspiegel um knapp zwei Meter.

Dieses Baumhaus erregt, wie schon seine Vorgänger, Aufmerksamkeit und Interesse bei PassantInnen. Hier sind diese allerdings spärlicher als am gegenüberliegenden Ufer. Einige bleiben am Tisch mit Informationsbroschüren stehen, suchen das Gespräch, sympathisieren, jedoch lange nicht alle. Ein älterer Mann flitzt auf seinem Fahrrad vorbei und ruft uns zu: „Wie wär’s mit Arbeiten?“ Anna erzählt von Interessierten, die regelmäßig das zweite Murcamp besuchten, sei es, weil sie sich mit dem Anliegen solidarisierten oder weil sie sich informieren wollten. Ein Biologie-Lehrer sei mit seiner Klasse regelmäßig in das Camp gekommen und habe ökologische Zusammenhänge vor Ort vermittelt. Schließlich seilt sich Bernd vom Baumhaus ab, ein junger Mann mit blondem Bart und hochgesteckten Rastas, der von der wunderbaren Naturlandschaft Mur schwärmt, von den Raben, die ihn begleiten. „All das soll verloren gehen?“

Ressourcen: Aufmerksamkeit durch symbolische Handlungen und Objekte im öffentlichen Raum

Als sich der Konflikt bei der Räumung des zweiten Protestcamps zuspitzte, brachten die Protestierenden mit einem Flashmob ihr Anliegen auf den Hauptplatz – mit einem kleinen Zeltorf, Transparenten und einem Infostand. Viele Leute hätten gespendet und sie ermuntert, sie sollten sich nicht vertreiben lassen, erzählten Anna und Christopher. Allerdings ließ die Polizei sie nur zwei Stunden gewähren, danach mussten sie den Platz verlassen.

Die Medienaufmerksamkeit stieg kurzfristig, neben den lokalen Medien berichteten zunehmend auch nationale wie die Wiener Tageszeitung „Der Standard“ oder das öffentlich-rechtliche

links:
Das zweite Murcamp
an der linken
Murpromenade,
Juli 2017,
Foto: Murcamp

oben:
Videostills,
Begegnungen
vor dem letzten
Baumhaus (Anna,
Christopher, Bernd)

unten:
„Baumbernd“ ver-
schafft sich Gehör,
Foto: Murcamp

Auf dem Grazer Hauptplatz, einen Tag nach der Räumung
des zweiten Murcamps, 03.07.2017, Fotos: Jürgen Krusche

11 Colette M. Schmidt, Der Standard, „Räumung des Murcamps: „Man ist halt machtlos gegen den Apparat“, 03.07.2017; Colette M. Schmidt, Der Standard, „Nach Räumung am Fluss: Murcamp schlug Zelte auf Grazer Hauptplatz auf“, 04.07.2019; Colette M. Schmidt, Der Standard, „Aktivisten sehen Menschenrechtsverletzung durch Murcamp-Räumung. Vorwurf der Kraftwerksgegner: Beschneidung der Versammlungsfreiheit, unterschlagenes Inventar“, 19.03.2019; „Murkraftwerk: Protestcamp geräumt“, 10.02.2017, <https://steiermark.orf.at/v2/news/stories/2824937/>; „Murfkraftwerk: VfGh prüft Camp-räumung“, 25.01.2018, <https://steiermark.orf.at/v2/news/stories/2891544/>, Zugriff auf alle ORF-Beiträge am 21.05.2020
12 Gespräch mit Anna am 02.07.2018

13 Video-Spaziergang mit Anna, 02.07.2018

14 Ernst Grabenwarter, Kronen Zeitung, „Proteste gegen Grazer Murkraftwerk sind abgeebbt“, 26.06.2018

Fernsehen ORF, die meisten mit diskretem Wohlwollen für die RetterInnen der Mur.¹¹ Die Berichterstattung erwies sich allerdings nicht durchweg als Ressource für ihr Anliegen. Verletzt hatte Anna und ihre MitstreiterInnen ein Bericht der Zeitung *Der Grazer* mit dem Tenor, im „Murcamp“ hätte eine „üble Sauordnung“ geherrscht, sie als NaturschützerInnen hätten überall Abfall liegen gelassen.¹² Das habe der Bewegung enorm geschadet, vor allem bei eher konservativen Leuten, die der Bewegung fernstanden, aber vielleicht dennoch gewisse Sympathien für sie hegten.

Nach einem kurzfristigen Aufmerksamkeits-Hoch während und nach der Räumung des zweiten Murcamps, dem noch einige Berichte über Klagen und Urteile folgten, schwand das Interesse für das kleinere, dritte Nachfolgecamp am weniger frequentierten Murufer. Zudem hatte die Bauherrschaft ab Oktober 2017 – als wieder gefällt werden durfte – aus der ersten Phase des Widerstands gelernt: Sie fällte Bäume gleichsam guerillamäßig, in kleinen Tranchen, darauf geschah oft wochenlang nichts. Sie erreichte ihr Ziel: Der Widerstand konnte sich kaum formieren, war zermürbt und die öffentliche Aufmerksamkeit blieb gering: „Wir wollten wieder einen kraftvollen Widerstand, dass es wieder in die Zeitung kommt.“¹³

Auch deshalb wandten sich im Winter 2017/2018 Frauen mit einer Mahnwache jeweils donnerstags auf der Hauptbrücke in der Innenstadt an PassantInnen und verteilten Tausende von Flyern. Doch das Momentum des Widerstands war gebrochen. Der Abbruch des dritten Camps Mitte Juni 2018 blieb von der Öffentlichkeit fast unbemerkt.¹⁴

Nicht nur Demonstrationen und Aktionen erregten Aufsehen, sondern wie angesprochen auch die physische Stellung der Protestierenden im öffentlichen Raum. Die Baumhäuser materialisierten die Idee des Widerstands und zeigten indirekt die Kräfteverhältnisse auf: einerseits die Bauherrschaft, die mit einem großen Aufwand an Material, neuster Technologie und Arbeitskraft ihr Ziel verfolgte, andererseits der bricolageartige, sportliche und ephemere Einsatz einiger Unentwegter, die oft Wochen und Monate ihrer Zeit investierten und zur Verhinderung von Räumungen auch in den Baumhäusern übernachteten.

Gesetze und Rechtsprechung als Ressource

Neben den symbolisch-praktischen Qualitäten eines friedlichen Widerstands führte die Gruppe auch rechtliche Aspekte an, die in ihren Augen für Baumhäuser sprachen: Die Uferböschung, auf dem die Bäume standen, sei nicht Besitz der Stadt – der Bauherrin des Kraftwerks – sondern des Landes. Eine Räumung dieser Bauwerke bräuchte also die Bewilligung des Landes Steiermark,

zudem benötigten Baumhäuser praktisch keine Grundfläche, sondern nur einen Luftraum.¹⁵ Diese Begründungen waren rechtlich nicht bis ins letzte Detail abgeklärt, aber sie bestärkten die AktivistInnen emotional in ihrem Tun.

Nach der Räumung des zweiten Camps hing am Zaun des abgesperrten Geländes – das auch den öffentlichen Radweg umfasste – eine Verordnung der Landespolizeidirektion Steiermark, welche die Räumung der Murpromenade anordnete: „(...) die Besetzung der vorgenannten Öffentlichkeit stellt einen schwerwiegenden Eingriff in die Rechte des Besitzers [der Stadt Graz] dar“. Zudem stellte der Aushang ein Betreten unter Strafe. Dies sei eine Menschenrechtsverletzung, eine Verletzung der Versammlungsfreiheit und eine Unterschlagung von Inventar, entgegneten einige AktivistInnen mit Erfolg.¹⁶ Gegen die Aussperrung und gegen die rechtliche Begründung derselben erhob der Murcamp-Aktivist Andreas Poleg am 14. August 2017 beim Landesverwaltungsgericht Steiermark eine Maßnahmebeschwerde und erhielt 18 Monate später das Urteil, er sei widerrechtlich weggewiesen und das Recht auf „Versammlungsfreiheit“ verletzt worden.¹⁷ Dieses erfolgreiche Einfordern von Recht – eine wichtige Ressource in einer funktionierenden Demokratie – einiger weniger änderte jedoch nichts an der Tatsache, dass sich der Widerstand nach der Räumung des zweiten Murcamps zunehmend fragmentierte.¹⁸

NachbarInnen: Anwohnende und Pachtschrebergärten

Eine weitere, allerdings nur beschränkt ergiebige Ressource des Widerstands waren im zweiten Murcamp die AnwohnerInnen der Siedlung Am Landwehr und die (ehemaligen) PächterInnen der an die Mur angrenzenden Schrebergärten an der Angergasse. Die Protestierenden bepflanzten (mit dem Einverständnis der ehemaligen PächterInnen) einen Teil der Gartenfläche weiter und versuchten mit wechselndem Erfolg, sie in ihren Widerstand einzubeziehen. Sie ermunterten sie, sich nachträglich gegen die Kündigung ihrer teilweise jahrzehntelang bestehenden Pachtverträge zu wehren. Nach einem anfänglichen Zusammengehen gaben aber restlos alle ihren Widerstand auf. Zu belastend seien die Besprechungen mit Rechtsanwälten für viele gewesen. Einige erhielten auch Angebote für andere Standorte und/oder Entschädigungen.

Welche Bedeutung viele dieser Gärten hatten, wurde uns bewusst, als uns eine junge Frau vor ihrem abgesperrten Garten erzählte, wie sie dort aufgewachsen sei, fast jede freie Minute mit ihren Eltern und Geschwistern dort verbracht habe und dies als junge Mutter bis vor kurzem selbst auch so hielt. Das Gartenhaus, das ihr Vater gebaut hatte, stand noch, war aber lädiert und wurde

15 Anna, vor dem ehemaligen zweiten Murcamp stehend: „Die Hälfte des [Mur-]Weges gehört zu diesem Haus, ein Teil der Stadt und die Böschung ist Staatsbesitz.“ Video-Spaziergang mit Anna, 02.07.2018
16 Colette M. Schmidt, Der Standard, „Aktivisten sehen Menschenrechtsverletzung durch Murcamp-Räumung“, 19.07.2017

17 „Das Landesverwaltungsgericht Steiermark hat durch den Richter Mag. Dr. Kundgraber über die Beschwerde des Andreas POLEGEG, geb. am 15. Oktober 1968, (...) wegen unmittelbarer sicherheitsbehördlicher Ausübung von Zwangsgewalt, zu Recht erkannt: (...) Durch die Verweigerung des Zutrittes zur Versammlung („Murcamp“) am 3. Juli 2017 um ca. 08.00 Uhr durch ein Organ des öffentlichen Sicherheitsdienstes wurde der Beschwerdeführer in seinem Grundrecht auf Ausübung der ‚Versammlungsfreiheit‘ verletzt.“ [Heraushebungen im Original], Urteil vom 05.12.2018, <https://www.murkraftwerk.at/briefverkehr/erkenntnis-gz-lvwg-203-22512017-19-landesverwaltungsgericht-steiermark-die-raeumung-des-murcamps-war.html>, Zugriff am 13.02.2020

18 Natürlich berief sich auch die Bauherrin auf das Recht, zeigte Demonstrierende vor allem im Oktober 2017 systematisch wegen Baustellenbetretung an und schüchelte damit viele ein. Anna: „Es war eine schwierige Geschichte mit den Anzeigen und den Gerichtsverhandlungen, weil die Menschen nicht gerne in der Öffentlichkeit darüber reden wollten. Es gab nicht so hohe Strafen, wir haben eine Soliparty gemacht [und Geld gesammelt].“

Undatierte und
unsignierte Flugblätter
(rechts ein Bildstreifen
mit den Maßen
41 × 15 cm, Original A5,
Vorder- und Rückseite),
im Sommer 2017 vor
Ort gesammelt

- für eine Idee mit unserer Stimme!
- für eine liebevolle Welt in der wir
denen eine Stimme geben, die sich nicht
selbst verteidigen können!

**für den Erhalt eines Lebensraumes für
Mensch, Tiere und Pflanzen!**

Gegen eine politikmache der Mächten
und für einen Volksentscheid!

**LOVE, PEACE
& HARMONY**

Videostill, Anna vor
dem ehemaligen
Camp, Juli 2018

Videostill, Baumaschinen
zwischen Schreber-
gärten, Puchsteg

unten:
Screenshots aus Franz
Keppels Video „Der
Baumschmäh“, [https://
www.youtube.com/
watch?v=txHjwk4unC4](https://www.youtube.com/watch?v=txHjwk4unC4),
Zugriff am 07.10.2020

Videostills, Räumung
des zweiten Murcamps
am 03.07.2017

in den folgenden Tagen dem Erdboden gleichgemacht. Wie eine Vertreibung aus dem Paradies komme ihr das vor.¹⁹

Weitere Verbündete suchten die Murcamp-Leute bei den Bewohnenden der Siedlung Am Landwehr, die unmittelbar an die Murpromenade angrenzt. Mit Flugblättern und während Gesprächen luden sie Anwohnende zu Veranstaltungen ein. Einige seien regelmäßig vorbeigekommen und hätten Suppe gebracht oder unterstützende Briefe geschickt. Allerdings seien sie auch aggressiv beschimpft worden, räumt Anna ein.

Ressourcen: Bilder

Der Kampf um die öffentliche Aufmerksamkeit – die zentrale Ressource des Widerstands – war auch ein Kampf mit und um Bilder. Zentral dabei waren nicht nur die Selbstdarstellungen durch Flyer, Demonstrationen, Stände und „Performances“, sondern die bildlich-mediale Resonanz dieser Äußerungen und Aktivitäten. Mehrere Websites („Rettet die Mur“, „Murcamp“, „Murxkraft“)²⁰, YouTube-Kanäle und Facebookgruppen dokumentierten den Beginn der Rodungen am Murufer ab Januar 2017 sowie die Bauarbeiten und den Widerstand dagegen mit Fotos und Videosequenzen. Bilder von Menschen, die sich vor Baumaschinen stellten oder sich an Bäume ketteten, entwickelten eine erhebliche Wirkung und kursierten in offiziellen Medien. Nicht von ungefähr wurde das Gebiet beim Niedersägen der Baumhütten des zweiten Murcamps im Juli 2017 weitläufig abgeriegelt. Man wollte Aufnahmen, die bei der Räumung des ersten Murcamps beim Puchsteg im Februar 2017 entstanden waren, offensichtlich vermeiden: Einige wenige, die sich Bulldozern entgegenstellten, und Kahlschlag – diese starken Bilder hätten sogar bei KraftwerksbefürworterInnen ihre Wirkung entfalten können.²¹ Der Fischer Franz Keppel, Betreiber des YouTube-Kanals „Huchenfranz“²², dokumentierte den reichhaltigen Fischbestand in der Mur vor dem Bau und die Rodungen in Stand- und Bewegtbild über Jahre und wehrte sich gegen Wegweisungen. „Ich lass mich nicht von meinem Mur-Raum wegsperren, der gehört uns allen“²³, sagt er uns.

Das Wissen um die potenzielle Kraft der Bilder erlebten auch wir, als wir wiederholt mit einer kleinen Videokamera erschienen, beispielsweise am Morgen der Räumung des zweiten Murcamps. Alle Anwesenden ließen sich freimütig filmen, sprachen unaufgefordert in die Kamera, die sie (genau wie uns) offensichtlich als potenzielle Verbündete in ihrem Widerstand wahrnahmen.

Nachdem im Oktober 2017 viele AktivistInnen nach Widerstandsaktionen wiederholt angeklagt und angezeigt (einige auch freigesprochen) wurden und die mediale Resonanz abebbte, verloren die meisten ihren Widerstandsgeist, obwohl die einschneidenden

20 Die Webseite der Gruppe „Murcamp“ ist nicht mehr aktiv. Es existieren noch: www.murxkraftwerk.at, <http://www.rettetdiemur.at>, Zugriff am 31.08.2020

21 Auch die Kraftwerksbetreiber arbeiteten mit Bildern. Auf großen Schautafeln war der Murstausee mit grünen Ufern visualisiert. Allenfalls wird es in 40 Jahren ähnlich aussehen, allerdings werden die Bäume an den betonierten und untertunnelten Ufern nie mehr so hoch werden können wie zuvor.

22 Huchen sind auch unter dem Namen Donaulachs oder Rotfisch bekannt. Sie können bis zu 170 Zentimeter lang und 50 Kilogramm schwer werden. YouTube-Kanal „Huchenfranz“: https://www.youtube.com/channel/UCPWhUM_RdztgUURU-V7ubaXg, Zugriff am 26.8.2020

23 Gespräch von Julia Weber und Thomas Schärer mit Franz Keppel, 04.07.2017. Keppel wurde von der Murkraftwerk Graz Errichtungs- und BetriebsgmbH, einer Tochtergesellschaft der Energie Steiermark Green Power, der Energie Graz und der Verbund Hydro Power, angeklagt, die Baustelle ohne Bewilligung betreten und die Arbeiten behindert sowie den Widerstand „angestachelt“ zu haben. Am 11.10.2017 wurde er in zweiter Instanz freigesprochen. „Besitzstörung: Murkraftwerk-Gegner vor Gericht“, <https://steiermark.orf.at/v2/news/stories/2841751/>, Zugriff am 15.04.2020

Eingriffe in den Stadtraum erst dann richtig begonnen. Die Murpromenaden wurden beidseitig in Etappen insgesamt über fast zwei Kilometer abgesperrt und waren teilweise bis zu zwei Jahre lang nicht mehr begehbar. Der Widerstand gegen das Projekt und die massive Beschneidung der Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum flackerte im September 2018 erneut auf, als der beliebte Augarten-Park für großflächige Geländearbeiten im Rahmen der Aufstauung abgesperrt wurde. Schilder der Stadt Graz, die wir im Sommer 2017 an der Murpromenade sahen, wirken im Rückblick absurd: „Liebe BesucherInnen der Murpromenade. Sie betreten wertvollen Naturraum – bitte genießen, aber zerstören Sie ihn nicht!“

Das Kraftwerk wurde am 8. Oktober 2019 in Betrieb genommen und als grüne Pioniertat gefeiert.²⁴ Die Mur ist heute kein schnellfließender Voralpenfluss mehr, sondern ein langgezogener Stausee mit aufgeschütteten, kahlen Ufern. Anna und viele weitere ehemalige AktivistInnen meiden heute die Orte des ehemaligen Widerstands, zu schmerzhaft seien die Erinnerungen. Anna bricht in Tränen aus, als wir im Sommer 2018 vor der gerodeten, abgesperrten Fläche des ehemaligen Murcamps 2 stehen. Gegen den Lärm der Baumaschinen und Lastwagen ansprechend sagt sie: „Es ist traurig, wenn man sieht, wie viel Leben hier war. Für diese Natur alles aufzugeben, das hat mich motiviert.“²⁵ Die Stadt Graz und die Polizei hätten mit harten Bandagen gekämpft und nicht immer mit sauberen Karten gespielt. So habe sie erlebt, wie ein Teil der Murpromenade unter dem Vorwand der Reinigung gesperrt worden sei, während es in Wahrheit um die Aussperrung der Widerständigen und die Absperrung des zukünftigen Baugeländes gegangen sei.

Ganz loslassen kann sie noch nicht von der Mur. Am selben Abend trifft sie mit uns ihre ehemaligen Mitstreiter Bernd und Winni. An einem Lagerfeuer an der noch strömenden Mur erzählen sie von intensiver Gemeinschafts- und Naturerfahrung. Umsonst sei ihr Widerstand nicht gewesen, sind sie sich einig, schließlich seien weniger Bäume als geplant gefällt („geschlägert“) worden.

Trotz der teilweise erfolgreichen Mobilisierung von Ressourcen wie Aufmerksamkeit (PassantInnen nahmen Bauten und Aktionen war), Gesetzen (Rekurse und erfolgreiche Klagen gegen Wegweisungen aus öffentlichem Raum), Bildern (Dokumentation der Bauarbeiten), Medien (Vermittlung von Argumenten und Emotionen) sowie NachbarInnen (Anwohnende, Schrebergarten-PächterInnen) gelang es nicht, existierende Interessenslagen, Mehrheits- und Machtverhältnisse entscheidend zu beeinflussen.²⁶ Die Aktionen zeigen aber auch, wie stark eine kleine Gruppe mit einem übergeordneten Ziel den öffentlichen Raum und Diskurs prägen kann.

24 Kleine Zeitung, „Nach 33 Monaten Bauzeit: Heute geht das Murkraftwerk Graz offiziell in Betrieb“, 08.10.2019

25 Video-Spaziergang mit Anna, 02.07.2018

26 Politisch konservative Kräfte bilden in Graz die Mehrheit. Der regierende Bürgermeister Siegfried Nagl (ÖVP) machte die Realisierung des Kraftwerks bei seiner Wiederwahl im April 2017 zu einem prominenten Ziel seiner neuen Amtszeit. Von den politischen Parteien sprachen sich einzig die Kommunisten (KPÖ) und die Grünen klar gegen den Bau des Kraftwerks aus. Eine Volksabstimmung, die von GegnerInnen des Vorhabens, unter anderem der Bürgerinitiative „Rettet die Mur“, mit einer Unterschriftensammlung gefordert wurde, kam nicht zustande.

Informelle Regeln bilden und befolgen in zwei Mikrogesellschaften

Sobald mehrere Menschen über eine gewisse Zeit zusammenleben, bilden sich in einem mehr oder weniger konsensuell-diskursiven Prozess Regeln. Diese Regeln haben informellen, mündlichen oder kodifizierten, schriftlichen Charakter. Wichtig für die Entstehung dieser Regeln sind Wertvorstellungen der Beteiligten, ihre Stellung in der Gruppe und praktische Erfahrungen. Das sind keine Prämissen aus rechtlicher, soziologischer und anthropologischer Sicht, sondern Einsichten aus Beobachtungen und Gesprächen. Während des Widerstands an der Mur, in einer ideellen Gemeinschaft, waren gemeinsame Werte wichtig und identitätsbildend, Regeln weniger. Diese konnten sich in den wenigen Monaten des intensiven Widerstands auch kaum ausbilden.

Die wichtige Rolle von Regeln innerhalb informeller Gemeinschaften offenbarte sich uns besonders in zwei – ebenfalls ephemeren – anderen Mikrogesellschaften. Die erste, das Teepeeland in Berlin, ist ebenfalls eher ideeller Natur, die zweite, eine Obdachlosengruppe in Berlin, ist eher eine existenzielle (Schicksals-)Gemeinschaft.

Flieger und Micha im Teepeeland (Spreeufer, Berlin Kreuzberg)

Eine dieser Gemeinschaften ist das Teepeeland am Spreeufer in Berlin-Mitte. Seit 2012 stehen auf der ehemaligen Staatsgrenze zwischen DDR und BRD, dem ehemaligen „Todesstreifen“, etwa 15 Tipis und einige Zelte. Ein Gespräch mit Flieger, dem Gründer des Teepeelandes, und mit Bewohner Micha gab Aufschluss über die Entstehung der Regeln innerhalb der Gemeinschaft. Flieger, eine stattliche Erscheinung, ein kommunikativer, großer Mann mit langen strohblonden Haaren und schwarzen Schlaghosen, erzählt von einer früheren Freiluftsiedlung auf der nahegelegenen Cuvry-Brache, die er mitinitiierte. Er liebt frische Luft, Gemeinschaft und Freiheit. Seine Wohnung, die er immer noch mietet, wurde ihm zu eng und zu einsam. Zu seinem ersten Zelt gesellten sich bald andere. Nach kurzer Zeit war die weitläufige Brache so voll mit Menschen, auch mit destruktiven, dass er die Kontrolle verlor. „Ich konnte die nicht rausschmeißen, also ging ich.“ Drei Dinge waren ihm für das Finden seines nächsten Wohnorts wichtig: Er wollte als geborener Nordfrieser am Wasser sein, kein privates Grundstück beanspruchen das überdies an einem Ort leben, der klein und überschaubar sein sollte. Das Spreeufer hinter einer ehemaligen Eisfabrik schien ihm ideal: Das ehemalige Zonengrenzgebiet war überwuchert – im Sommer ist es fast nicht einsehbar –, ein schmales Terrain Vague voller Zäune und Abfall, das der Stadt Berlin gehört und zentral liegt. Eine

Person kam mit aus der Cuvry-Brache, ein südamerikanischer Musiker. Gemeinsam beseitigten sie vier Monate lang Müllberge, unzählige Glasscherben und begannen sich einzurichten. Am Anfang habe er im Teepeeland (Flieger: „Teepee“ bedeutet ‚Heimat‘ auf Indianisch.“) ein paar wenige Regeln entwickelt.

2. September 2017: Prominent am östlichen Eingang des Geländes schwingt sich ein Holztor über den Pfad und lädt ein: „Bring yourself please.“ Es macht klar, was das Teepeeland ist bzw. sein will: „Dorf, Village, Pueblo, Küsük“. Unmittelbar daneben steht eine Tafel mit einer Reihe von Verhaltensregeln, an welche sich Bewohnende und Besuchende halten sollen: „No racism, no sexism, no homophobia, no aggression, no drug dealing, no [durchgestrichen]. You are welcome here. Please understand that this is a public and community area! We ask to respect the place and people living here.“ An anderer Stelle wird Alkoholisches über 15 Prozent verbannt. Flieger kommentiert: „Irgendwer hat hingeschrieben, was wir alle finden.“²⁷

27 Video-Spaziergang mit Flieger,
02.09.2017

Diese Schilder begrenzen ein Territorium, in dem bestimmte Werte und Regeln gelten, ein besonderes Gebiet, das allen offensteht, die sich mit diesen Werten identifizieren. Welche Rolle spielen sie im Alltag, inwiefern werden sie befolgt und durchgesetzt?

Auf den ersten Blick scheinen die kodifizierten Regeln und das Leben auf dem Gelände übereinzustimmen. Die Stimmung ist friedlich, junge Menschen sind im Gespräch vor dem Küchenzelt, ein älterer Mann aus der Türkei kümmert sich um Hühner, bestreicht frisch gehobeltes Holz mit Öl. Zwei Supermarktwagen voller leerer Flaschen stehen zur Abfuhr bereit, an der Bar informiert eine Tafel über die Getränkeauswahl, ohne Preise. In einer „Free-Box“ stehen Bücher. Zwei junge Gäste aus Schottland grüßen, ein junger Mann verlässt gerade das selbstgebaute Bioklosett. Ein Besucher verlangt die Informationsbroschüre über die Siedlung, zwei Euro Unkostenbeitrag. Flieger ist darauf bedacht, dass die Bierflasche, die er in der Hand hält, nicht mit auf das Bild kommt. Er deponiert sie vor seinem Tipi.

Nach dem Rundgang machen wir es uns am Ufer der Spree, auf Holzsesseln, Marke Eigenbau, bequem. Es ist friedlich, grün, Vögel zwitschern und doch sind wir mitten in der Stadt. Am anderen Ufer sitzen Besuchende des Holzmarkts mit ihren Bieren und Drinks. Das Teepeeland sei das heimliche Vorbild dieses halbkommerziellen, sich alternativ gebenden Wohn-, Vergnügungs- und Arbeitsortes, meint Flieger verschmitzt.

Die Betonung der Gemeinschaft – in allen Belangen, so auch im Aufstellen von Regeln – könnte auf Ideologie und Wunschenken verweisen, scheint aber auch gelebte Praxis zu sein. Bei

Videostill, östlicher
„Haupteingang“, Tafel
mit Geländeregeln

Videostill, Flieger,
der Initiant des
Teepeelandes

Videostill, das
Gemeinschafts-Teepee

Videostills, geregelter
Alltag: Gratis-Bücher,
Altglassammlung,
Getränketafeln ohne
Preise, Verhaltens-
aufforderung

Uneinigkeit werde im „Plenum“ diskutiert und abgestimmt, in den Worten Fliegers: „Wenn es geht, Demokratie.“ Allerdings ist klar, wer im Zweifelsfall das letzte Wort hat: Flieger. Auch seine Wortwahl zeigt eine gewisse Dominanz: Er habe „destruktive Menschen“, „Penner“ fernhalten wollen, „ausortiert“. Andererseits ist bei ihm eine Zuneigung und Neugierde zu allen Menschen spürbar, er ist ein „Stadtindianer“ mit natürlicher Autorität.

Ein Grundsatz scheint zu sein, dass Regeln nur aufgestellt werden, wenn Erfahrungen sie nötig machen: Mit Menschen unter Einfluss harter Drogen und/oder Alkohol sei es schwierig, etwas aufzubauen, daher das entsprechende Verbot. Das Dorf solle nicht zu groß werden, deshalb seien alle Besuchenden mit Zelten zwei Wochen lang willkommen, wer länger bleiben wolle, müsse das im Plenum vorbringen und eine Aufgabe für die Gemeinschaft übernehmen. Einmal in der Woche werde im Turnus die Küche geputzt. Als Flieger mir das Bioklosett zeigt, bemängelt er dessen Reinlichkeit. Er setzt also Normen, die – das war Flieger wichtig anzumerken – die Gemeinschaft teile.

Micha, der 20 Stunden pro Woche als Pfleger alte Menschen betreut, meint, man müsse ständig aufräumen, sonst verwahrlose der Ort. Altglas werde gesammelt, Grünabfall kompostiert. Er möchte – grundsätzlich – nicht von vorne gefilmt werden, natürlich hielt ich mich daran.

Alle Regeln haben einen Geltungsbereich. Flieger definiert beim Spaziergang durch das Gelände genau, wo das Teepeeland beginnt und wo es aufhört. Auf der Nordseite müsse noch eine Begrüßungstafel aufgestellt werden, das sage er schon seit Monaten. Die Gemeinschaft entwickelt selbst Regeln, die jedoch bei genauerer Betrachtung mit jenen der „Außenwelt“ weitgehend übereinstimmen (Ausnahmen bilden das Verbot von über 15-prozentigem Alkohol und die Zwei-Wochen-Bleiberegeln). An Sonntagen wurde zum Zeitpunkt meines Besuches nicht gearbeitet, nach 22 Uhr kein Lärm gemacht. Kein Bau wies mehr als ein Stockwerk auf, sonst wäre eine Baubewilligung erforderlich. In jedem Tipi lag ein Feuerlöscher und eine Alarmanlage (weil auch gestohlen wurde, von einem Drogenabhängigen). Die Teepeeland-Webseite rief im März 2020 folgerichtig auch die Covid-19-Verhaltensregeln in Erinnerung.²⁸

Die Gesetze der Mehrheitsgesellschaft sind im Teepeeland nicht aufgehoben, allenfalls modifiziert. Deshalb existieren relativ wenige Reibungsflächen zur Außenwelt, deshalb funktioniert wohl auch das Zusammenleben mit Menschen aus anderen Kulturen gut, trotz sprachlicher Probleme, mit einem Japaner beispielsweise, der auf dem Gelände den ersten Shinto-Schrein Berlins baute, oder mit einem schwulen Pärchen aus Bulgarien, das der Homophobie in der

28 „Besucher bzg. Corona“, Eintrag vom 19.03.2020, <https://teepeeland.wordpress.com>, Zugriff am 26.05.2020

Heimat entflo. Regelverstöße scheinen eher selten zu sein, und wenn sie auftauchen, werden sie explizit genannt: „Wenn sich jemand danebenbenimmt, wird er gebeten zu gehen, erst freundlich, dann bestimmt“, erklärt Micha. Bei DealerInnen werde man rabiat. Tatsächlich scheint es keine Drogenprobleme zu geben, obwohl ein einschlägiger Umschlagplatz, der U-Bahnhof Heinrich-Heine-Straße, nur ein paar hundert Meter entfernt liegt. Die Polizei müsse man nur sehr selten bemühen, etwa wenn Betrunkene nicht mehr zu bändigen seien.

Die Gemeinschaft nimmt ihre selbst aufgestellten Regeln ernst, dabei ist sicher die Überschaubarkeit der Verhältnisse hilfreich. Es würden sich alle kennen und nichts „Totalitäres“ geschehe. Beispielsweise würden nie Veganer Vegetarier ausschließen.²⁹ Zu dieser Offenheit gehörte auch, dass sich beispielsweise Flieger an das in der Mehrheitsgesellschaft (Land Berlin-Brandenburg) geltende Badeverbot an der Spree hielt, Micha und viele andere sich hingegen im Sommer fast täglich in der Spree tummelten, gar eine Schaukel gebaut hatten, von der sie direkt ins Wasser springen konnten. Die kleine Gemeinschaft kapselt sich nicht von der Gesellschaft ab, im Gegenteil, sie versteht sich als Teil von ihr. Dienstag ist für alle Dusch- und Washtag in der Wohnung von Flieger, die er mit seinen Einkünften als sporadischer IT-Supporter nach wie vor mietet, auch das Internet funktioniert dort.

Der Anstoß, diese Normen oder Regeln gemeinschaftlich zu setzen, stammte während meines Besuchs zumeist von den zwei Deutschen vor Ort, Flieger und Micha. Ihre Stimme ist vermutlich gewichtiger als die vieler anderer, aber das schien für die anderen nicht problematisch zu sein. Ihr Engagement und ihr Gemeinsinn waren deutlich spürbar und bildeten allem Anschein nach so etwas wie ein emotionales und ideelles Fundament des Teepeelandes.

Im Verständnis von Micha bringt die von Berlin geduldete temporäre Aneignung von öffentlichem Raum die Verpflichtung mit sich, der Allgemeinheit etwas zurückzugeben. Die Gemeinschaft erfüllt diese Verpflichtung in Form von regelmäßigen öffentlichen Konzerten, Theater- und Comedy-Vorführungen, alle grundsätzlich gratis und auf der Homepage des Teepeelandes angekündigt.³⁰ Micha und Flieger war es wichtig zu betonen, dass das Teepeeland nicht illegal sei, sondern offiziell geduldet. Micha verwies auf einen SPD-Politiker, der in der Abendschau des Nachrichtenportals Berlin-Brandenburg gesagt habe, bis zum Bau des offiziellen Spreeuferwegs genossen die Bewohnenden des Teepeelandes ein Bleiberecht. Dieser Baubeginn war mal für 2019 angesetzt. Zur Komplexität der Lage trägt bei, dass die Mauerreste auf dem Gelände seit einiger Zeit (auf Betreiben von Flieger) unter Denkmalschutz

²⁹ Video-Spaziergang mit Micha, 17.09.2017

³⁰ <https://teepeeland.wordpress.com>, Zugriff am 15.05.2020

stehen, sodass der 1902 – also zu Kaisers Zeiten – geplante Weg auch baupraktische und rechtliche Hürden nehmen muss.

Ohne das Teepeeland zu idealisieren lässt sich behaupten: Diese kleine Gemeinschaft mit real gelebten und materialisierten utopischen Ansätzen inner- und außerhalb der Gesellschaft (eine „Heterotopie“ in Michel Foucaults Verständnis)³¹ scheint tatsächlich zu funktionieren. Die Punkte, die das begünstigen, seien abschließend nochmals genannt: Die Übersichtlichkeit des Geländes, die gute Bekanntschaft der Mitglieder untereinander (das gilt nicht für die zahlreichen PassantInnen, welche das Gelände erwünscht durchqueren), ein schlankes, pragmatisches, gemeinsam erarbeitetes Regelwerk, dem ohne Dogmatismus nachgelebt wird (dennoch ziehen Übertretungen Sanktionen nach sich), sowie eine charismatische und kommunikative Gründervaterfigur, die den Kontakt zur Außenwelt (Verwaltung, Politik) sucht und mit der Gründung eines Vereins auch eine rechtliche Grundlage für ihr „Dorf“ schuf.

Zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Textes existiert das Teepeeland immer noch. Flieger zeigte sich in einem Interview 2020 sichtbar stolz, dass sich „Künstler, Journalisten und Stadtforscher“ für das Teepeeland interessierten. Seiner Meinung nach funktioniert die Siedlung auch wegen ihrer Regeln, sie sei allerdings „noch nicht stark genug reguliert.“³²

31 Foucault, Michel (1991): „Andere Räume“, in: Wentz, Martin (Hg.): Stadträume, Frankfurt am Main, S. 66–72, hier ab S. 68 passim

32 <https://teepeeland.wordpress.com/flieger/>, Zugriff am 15.05.2020

„[Wir] pfeifen auf Gesetze, die der Staat macht, die gelten bei uns nicht.“: Selbstregulierung einer Obdachlosengruppe um Basti im Berliner Tiergarten

Auf andere Regeln traf ich unter Obdachlosen, die mehrheitlich im Berliner Tiergarten lebten. Im Unterschied zum Teepeeland stießen hier offizielle Gesetze und Regeln auf totale Ablehnung. Viele Regeln, beispielsweise die Hausordnung der Deutschen Bahn, empfanden meine GesprächspartnerInnen als direkt gegen sie gerichtet. Nur Neuankömmlinge würden auf dem Gelände der Deutschen Bahn, in der Passage, die zur Bahnhofsmmission führt, zu schlafen versuchen, die Deutsche Bahn vertreibe sie umgehend. Auch Bettelnde hätten einen schweren Stand. Sogar die Kirche belege sie mit Verboten. Ihnen sei untersagt, sich auf der Treppe vor der Gedächtnis-Kirche am Breitscheidplatz aufzuhalten, erzählte mir ein Obdachloser.

„Nicht gestattet ist ...

- Sitzen und Liegen auf dem Boden, auf Treppen und in Zugängen
- Wegwerfen von Abfällen, Zigarettenskippen und Kaugummi außerhalb der vorgesehenen Behälter sowie in den Gleisbereich

- Durchsuchen von Abfallbehältern
- Betteln und Belästigen von Personen
- Übermäßiger Alkoholkonsum
- Handel mit und Konsum von Drogen und Betäubungsmitteln
- Hunde sind im Bahnhof und auf den Vorplätzen angeleint zu führen.
- Diese Hausordnung gilt auf dem gesamten Gelände der Deutschen Bahn. Festgestellte Verstöße gegen die Hausordnung führen zu Hausverweis, Hausverbot, Strafverfolgung und/oder Schadensersatzforderungen. Den Anordnungen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und der von uns zur Durchsetzung des Hausrechts beauftragten Unternehmen ist Folge zu leisten.“ Hausordnung der Deutschen Bahn AG (Auszug)

2017 übernachteten mehrere hundert Obdachlose im Tiergarten.³³ Die meisten fanden sich in kleinen Gruppen zusammen, schliefen an denselben Orten und verbrachten auch tagsüber oft Zeit miteinander. Selten waren dies mehr als 10 Personen. Bis zu dieser Größe scheint die Komplexität bewältigbar zu sein, größere Gruppen erregen überdies Aufmerksamkeit der Polizei, der Sicherheitsdienste, des Grünamts oder des Ordnungsamts.

Ohne Regeln schienen auch diese ephemeren Gemeinschaften nicht auszukommen. Es handelte sich jedoch, das zeigte sich in Gesprächen, um eigene Regeln, nirgends festgehalten. Sie schienen keinen universellen Anspruch zu haben, galten zeitlich und örtlich eingeschränkt und sind aufgrund ihrer fehlenden Verschriftlichung wohl eher als „Best Practice“ einer bestimmten Gruppe zu einer bestimmten Zeit zu verstehen. Vor der Bahnhofsmision am Bahnhof Zoo³⁴ kam ich ins Gespräch mit einem jungen, gepflegten Mann mit Baseballkappe. Basti hieß er, er überraschte mich mit seiner Eloquenz. Seit knapp zwei Jahren lebte er auf der Straße. Seine Tage und Nächte verbrachte er meist im Tiergarten, tagsüber besuchte er mindestens einmal die Bahnhofsmision. Dort duschte er täglich, bezog neue Unterwäsche, ergatterte sich in Umgehung der Missions-Regeln einen Tee. Man müsse manchmal fast eine Stunde anstehen, um überhaupt eine Wartenummer zu erhalten, das halte er nicht aus.³⁵

13. Mai 2017: Basti erscheint zwei Tage nach unserem ersten Gespräch pünktlich vor der Bahnhofsmision. Zweieinhalb Stunden spazieren wir im Tiergarten und rund um den Bahnhof Zoo. Er zeigt mir Orte und Wege, die für ihn alltäglich und/oder wichtig sind, seine vielen „Platten“ (Übernachtungsorte) beispielsweise, von denen er vertrieben wurde. Wie so oft bei Gesprächen und Spaziergängen habe ich eine kleine Videokamera dabei. Auf seinen

33 Zwischen 4000 und 10 000 Menschen leben Schätzungen zufolge in Berlin auf der Straße. Lange war eine Zählung politisch nicht erwünscht. Nach dem Vorbild der Städte New York und Paris, die solche Zählungen durchführten, zählten in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 2020 – in der „Nacht der Solidarität“ – 2600 Freiwillige Obdachlose. Die Zählung wurde zuvor angekündigt, es ist daher hoch wahrscheinlich, dass die erhobene Gesamtzahl von 1976 Obdachlosen viel zu niedrig ausfiel. Im Winter 2019/20 standen 1200 Kälteplätze zur Verfügung, die aber nie alle genutzt wurden. „807 obdachlose Menschen befanden sich zum Zeitpunkt der Zählung auf der Straße, 942 in Einrichtungen der Kältehilfe, 15 obdachlose Menschen wurden in Rettungsstellen Berliner Krankenhäuser gezählt, 158 im Öffentlichen Nahverkehr, zwölf in Polizeigewahrsam, 42 in einem Warte- und Wärmerraum. 55 Prozent von ihnen seien zwischen 30 und 49 Jahre alt, 84 Prozent seien Männer.“ Zeit Online, „Obdachlosen-zählung: Berlin zählt 1.976 obdachlose Menschen“, 07.02.2020

34 Der hoch frequentierte Bahnhof Zoo in Berlin zieht nicht nur Reisende an. Seit seinem Bestehen ist er Treffpunkt und Aufenthaltsort von Jugendlichen, Flanierenden, von Arbeitslosen und auch von Obdachlosen. 1884 entstand hier die erste evangelische Bahnhofsmision des damaligen Kaiserreichs. Die Bahnhofsmision wird täglich von mehreren hundert Menschen frequentiert. Sie erhalten Mahlzeiten, Schlafsäcke, frische Unterwäsche und können sich duschen. Auch Zuwendung und offene Ohren finden sie, vor allem dann, wenn der Andrang und die damit verbundene Aggressivität nicht zu hoch ist. Willy Nadolny spricht von einer Idee der Welt, wie sie sein sollte, auch vom Glauben, der ihn jeden Tag antreibe. „In Warschau erfroren 100 Obdachlose, bei uns nicht.“ Video-Gespräch mit Willy Nadolny, Stellvertretender Leiter der Bahnhofsmision Zoo, 24.05.2018

35 „Die größte Herausforderung ist, dass man sich auf jeden einzelnen Menschen einstellen muss. Man muss auch mal Fünf gerade sein lassen. Zum Beispiel gibt es Menschen, die es nicht aushalten, in der Schlange zu stehen, dann muss man eine andere Lösung finden.“ Video-Gespräch mit Willy Nadolny, Stellvertretender Leiter der Bahnhofsmision Zoo, 24.05.2018

Rat benutze ich sie erst abseits der langen Warteschlange vor der Bahnhofsmmission. Kameras bringen Unruhe, fast wöchentlich sind hier Fernsightteams auf der Jagd nach besonders harten Schicksalen unterwegs.³⁶

Basti erzählt mir vom Zusammenleben unter Obdachlosen und mit sichtlichem Stolz von ihren eigenen Regeln. Immer wieder erwähnt er von sich aus den Staat, Gesetze und Ordnungskräfte wie die Polizei, den Sicherheitsdienst der Deutschen Bahn (Bahnpolizei) und das Grünamt: „Die meisten Obdachlosen pfeifen auf die Gesetze, die der Staat macht, die gelten bei uns nicht.“ Was wohl viele Obdachlosen eint, ist ihr Bestreben, ohne Polizei auszukommen.³⁷ Streitigkeiten versuchen sie mit wechselndem Erfolg selbst zu lösen, auch mit nicht involvierten, vermittelnden Dritten. Regeln, auf die sich alle einigen können, scheint es wenige zu geben. Die wichtigste ist wahrscheinlich die Nicht-Aufnahme von Jugendlichen unter 18 Jahren in eine Gruppe. Hier scheint im Konsens ein Verantwortungsgefühl zu existieren: Ihnen soll das Leben auf der Straße nicht zu unangenehm erscheinen, sie sollen in ihr „normales“ Leben zurückkehren. Gleichzeitig spricht Basti – wir passieren gerade eine Einrichtung für jugendliche Obdachlose³⁸ – aber auch von „Welpenschutz“ für Kinder, die beispielsweise mit 14 Jahren aus Heimen abgehauen seien, denen greife man unter die Arme. Auch erwachsene Neuankömmlinge auf der Straße genossen diesen „Welpenschutz“, da drückten viele ein Auge zu, wenn sie „aus der Reihe tanzen und Regeln verletzen“. Aber nach ein, zwei Monaten sei Schluss mit Schonzeit.

Ein Ideal, das einer Regel nahekommt, ist das Teilen innerhalb einer Gruppe: Wenn er Tabak kaufe, dann für zehn. Wenn jemand Geld geschnorrt habe, teile er dies. Basti nennt weitere Punkte: In ihrer Gruppe duldeten sie keine „Starkalkoholiker“, auch er sei am Tag „Anti-Alkoholiker“, sagt er, um aber kurz darauf mit seiner abendlich-nächtlichen Trinkfestigkeit zu prahlen („Mein Bundeswehrrucksack fasst 25 Dosen.“). Klauen unter Obdachlosen sei tabu, mit der gewichtigen Einschränkung, das gelte für jene, „die sich kennen“. Konsens scheint auch in der Ablehnung der Kleiderausgabestelle der Stadtmission an der Lehrter Straße zu herrschen. Da gehe niemand mehr hin, seit die Geflüchteten bevorzugt würden. Sie erhielten Kleider ab 10 Uhr morgens, Obdachlose erst ab 14 Uhr, da seien die besten Stücke weg. Die Empörung über die Besserstellung der Geflüchteten, die ihnen auch Notunterkünfte wegnehmen würden, die eigentlich für Obdachlose gedacht seien, steht Basti ins Gesicht geschrieben.

Wir bleiben vor einem dekorierten jungen Baum stehen, dem „Gedenkbaum“: Mit einem Lächeln im Gesicht erzählt Basti,

36 Ein vergleichsweise differenziertes Beispiel: Spiegel TV, „Jung und kein Zuhause: wie geht es Ratte?“, <https://www.youtube.com/watch?v=fejJTVFttYg>, Zugriff am 15.05.2020

37 „Es gibt viele Auseinandersetzungen, wenn es Zoff gibt, kommt die Polizei. Die kommen am Zoo direkt mit einer Hundertschaft. Zwei Busse und kleine Autos, alle in voller Montur, die mit Pfefferspray auf dich losgehen.“ Basti, gemeinsamer Spaziergang am 13.05.2017

38 „Unser Angebot: bis zu 12 Übernachtungen pro Monat für Jugendliche bis 17 Jahre; bis zu 12 Übernachtungen pro Monat für junge Volljährige bis 20 Jahre im Rahmen der Kältehilfe“, Kontakt- und Beratungsstelle Berlin (Kub), Sleep In, <http://www.kub-berlin.de/sleep-in/>, Zugriff am 21.05.2020

dass jedes Jahr mehrere Obdachlose stürben, meist an Kältetagen. Feuchtigkeit, Schnee, Alkohol und Krankheiten brächten einen schnellen Tod. Das Leben ist flüchtig. Das Bedürfnis nach einem Ort des Gedenkens eint Basti, der zunächst von „die Obdachlosen“ spricht und später ins „wir“ wechselt, und seine Gefährten.

Das Gedenken an verstorbene Obdachlose mit einem „Gedenkbaum“ vor dem Eingang der Bahnhofsmission Zoo an der Gebenstraße schien allen GesprächspartnerInnen ein wichtiges Anliegen. Seit 2012 sei dieser mit persönlichen Gegenständen wie Schals, kleinen Figuren, Flaggen und Stoffbändern dekorierte junge Baum erfolgreich gegen Räumungsversuche der Polizei verteidigt worden. Es ist einer der wenigen Orte, den die Obdachlosen gemeinsam dauerhaft selbst gestalten, gegen den Druck bestehender Vorschriften. Initiiert wurde die Gedenkstätte von der Bahnhofsmission, in den Erzählungen von Basti wurde er zu einer Initiative der Obdachlosen. Eine kleine improvisierte Umgrenzung und offensichtlich fast täglich frische Blumen zeugen von Sorgfalt und dem Stellenwert dieser Erinnerungs- und gemeinschaftsfördernden informellen Gedenkstätte. Hier erleben Obdachlose untereinander solidarische Momente, die sie stärken. Zu sehen, dass sich die Polizei angesichts einer zahlenmäßigen Übermacht von Obdachlosen, die sich schützend vor den Baum stellte, zurückzog, war für Basti eine entscheidende Erfahrung, eine Umkehr der Machtverhältnisse.³⁹ Mehrere GesprächspartnerInnen erwähnten diesen Baum, auf den sie offensichtlich sehr stolz sind, der so etwas wie eine kollektive Identität schafft. Dies galt auch für eine weitere gemeinsame Gedenkstätte.

Regeln entwickelten sich auch – über die Kleingruppen hinaus – für die Begräbnisse von Hunden, den wichtigsten Gefährten vieler Obdachloser. Ein Grab könne ein Jahr bestehen, dann müsse es geräumt werden, erzählt Basti. Diese oft liebevoll dekorierten Gräber legten die Obdachlosen in einem abseits der offiziellen Wege gelegenen Waldstück im Tiergarten unmittelbar am Wasser an – illegal. Sie würden vom zuständigen Beamten des Grünamts geduldet, solange es sich um wenige Gräber handle, die Sache diskret und sauber bleibe, erklärt mir Basti. Mit Takt nähern wir uns den Gräbern, warten kurz, bis Basti sich vergewissert hat, dass niemand trauert.

Unter den Obdachlosen schien ein Konsens darüber zu herrschen, dass materielle Zeugnisse – seien es Gräber oder Schlafstellen (Zelte, Matratzen) – ihrer Obdachlosigkeit möglichst unauffällig bleiben müssen. Nicht alle hielten sich jedoch daran. Während eines Spaziergangs im März 2018 sprangen mir Dutzende von durchnässten Schlafsäcken, Schuhe und Kleider im gut einsehbaren

39 Mehrere Räumungsversuche seien für die Polizei nicht gut ausgegangen, wie es Basti formuliert: „Da kamen fünf Polizisten und meinten, das muss weg. Das Problem war, dass über 300 Obdachlose sich dahinstellten.“ Im Laufe seiner Erzählung wurden daraus vier Polizisten und 40 Obdachlose.

Uferbereich ins Auge. Die Ordnungskräfte führten einen konstanten Kampf gegen die Spuren der Obdachlosigkeit, sie räumten in Wellen. Nach Phasen relativer Ruhe wurde härter vorgegangen, so beispielsweise nach dem Mord einer Frau im Tiergarten durch einen abgewiesenen tschetschenischen Asylbewerber im September 2017, als der grüne Bezirksbürgermeister von Berlin Mitte, Stephan von Dassel, den Tiergarten und die Unterführungen rund um den Bahnhof Zoo räumen ließ, von „aggressiven osteuropäischen Obdachlosen“ sprach und ausländische Obdachlose in ihre Heimatländer zurückführen wollte.⁴⁰

Eine Regel, die viele innerhalb ihrer Gruppen hochhielten, zumindest verbal, ist die Ablehnung von Gewalt gegen Frauen. Wenn jemand Streit habe mit einer Frau und eine körperliche Auseinandersetzung unausweichlich sei, dann müsse derjenige eine Frau suchen, welche der Betreffenden „aufs Maul“ gebe, hörte ich. Außen vor ließ Basti mit dieser absoluten Aussage die sexuellen Belästigungen, die viele obdachlose Frauen, junge wie alte, erleben müssen.⁴¹

Zwei Arten von Regeln scheinen vor allem wirksam: erstens solche, die Basti von sich aus erwähnte, nennen wir sie intrinsisch-ideell (Teilen, Jugendschutz, Hundegräber, Ausschluss von „Starkalkoholikern“, keine Gewalt gegen Frauen, kein Diebstahl); zweitens solche, die aufgrund von Außendruck (Ordnungskräfte, Strafen) eher widerwillig eingehalten werden, also sanktionsvermeidendes Verhalten mit regelhaften Zügen. Basti erwähnte letzteres meistens erst auf Nachfrage (Begrenzung von Gruppengrößen, „Ordnung“, Materialverstecke, Meiden von bestimmten Orten wie Unterführungen unter der Regie der Deutschen Bahn sowie von Bänken, die von Süchtigen benutzt werden). Diese zwei Regelarten überschneiden sich jedoch (viele der ideellen Regeln entwickelten sich unter Druck) und wären zudem noch auszudifferenzieren.

Wie bei den Bewohnenden des Teepeelands zeigte sich bei Basti und seinen KollegInnen ein gewisser Stolz auf eigenentwickelte Regeln. Mögen sie vernünftig oder krude erscheinen, gelebt oder bloß deklariert sein – sie sind Produkte gemeinsamer Erfahrungen, eines Austauschs innerhalb einer Gruppe. Sie verleihen – sogar dann, wenn sie nicht durchgehend befolgt werden und/oder inkohärent sind – den Gruppenmitgliedern eine Identität, gewissermaßen eine subkulturelle Heimat, und erzeugen das Gefühl, nicht nur passiv, abhängig und bedürftig, sondern auch handlungsfähig zu sein. Diese Selbstermächtigung ist allerdings im Teepeeland viel weitgehender: Die Gruppe definiert Werte und Regeln nicht nur innerhalb ihres sozialen Raums (wie die Obdachlosen), sondern darüber hinaus in

40 Benedict Neff, Neue Zürcher Zeitung, „Der unheimliche Tiergarten. Aggressive Obdachlose, Drogenabhängige, Flüchtlinge auf dem Strich, allgemeine Vermüllung – und ein Mord: Berlin spricht über einen neuen Problembezirk, mitten in der Stadt“, 21.10.2017; Neue Zürcher Zeitung, „Mord im Tiergarten: 18-Jähriger muss lebenslanglich in Haft“, 25.06.2018; Laura Hofmann, Tagesspiegel, „Berliner Obdachlosenhilfe greift Bürgermeister von Dassel an“, 10.11.2019

41 Beispielsweise erzählte uns Silvia (48) von allgegenwärtiger Gewalt durch Männer. Sie wurde geschlagen, misshandelt, vergewaltigt – auch in Beziehungen. Sie lebt seit 2014 auf der Straße, lange vor dem Ostbahnhof (dort hat sie ein Aufenthaltsverbot), in wechselnden Beziehungen. Sie erlebte wiederholt, wie vermeintliche Beschützer („Die Leute passen auf mich auf, beispielsweise Thomas.“) gewalttätig wurden („Es gibt keinen Zusammenhalt auf der Straße (...), vielleicht in kleinen Gruppen.“). Video-Gespräch vor der Bahnhofsmmission Zoo am 28.08.2018

einem – zwar kleinen und bedrohten, aber dennoch – physischen Raum, den die Bewohnenden fast ohne Einschränkungen nach Belieben gestalten.

Was sich auch zeigte: Alle hier beobachteten und konstatierten Regeln entstanden situativ, im Wechselspiel von Innen- und Außenwelt. Sie sind ephemere, fluide, implizite, sogar jene, die explizit festgehalten wurden. Auch wenn sie in einem gemeinschaftlich-idealistischen Geist zum Wohle einer Gemeinschaft entworfen wurden: Sie sind immer auch Ausdruck von Macht und Hierarchie und zeigen exkludierende Wirkungen. Sie schließen jene aus, die nicht am Aufstellen/Aushandeln der Regeln beteiligt sind (meistens ist in diesem Prozess eine leitende Figur auszumachen) und natürlich auch jene, welche diese Regeln nicht anerkennen und/oder sie willentlich oder unwillentlich verletzen. Dieser Dialektik ist nicht zu entkommen: Jeder Versuch zur Selbstermächtigung und Teilhabe – die Selbstorganisation durch Regeln ist ein solcher –, auch am Rande oder jenseits der Gesellschaft, produziert neue Verdrängung oder Exklusion. Immer sind da Menschen, die in diesem Emanzipationsprozess außen vor bleiben oder durch ihn gar noch schlechter gestellt sind, über noch weniger Handlungsspielraum verfügen. Auch Exkludierte exkludieren. Diese Beobachtung – nicht nur im Falle Bastis – verdichtet sich über die empirischen Einzelfälle hinaus zu einem Muster. Es scheint so etwas wie ein fraktales Prinzip der Exklusion vorzuliegen.

PS: Ich wollte Basti wiedertreffen, schrieb ihm unzählige Mails – keine Reaktion. Ein Handy habe er nicht, sagte er mir damals. Verschiedene Menschen rund um den Bahnhof Zoo, meist Obdachlose, erzählten mir 2018 und 2019 übereinstimmend, Basti und sein Bruder säßen wegen Drogendelikten im Gefängnis. Offensichtlich scheint er staatliche Regeln, also Gesetze (um die er sich foutierte) verletzt zu haben, aber auch eigene Regeln. Auch von seinem Umgang mit Drogen hatte mir Basti damals erzählt, darüber, dass Heroinkonsum in der Gruppe nicht toleriert würde („Heroin spritzen, das geht nicht (...). Es geht hauptsächlich darum, dass wir kein Besteck haben wollen. Das ist sehr gefährlich.“) und dass sich dealen nicht lohnen würde: „Wir sind Konsumenten, keine Dealer. Die meisten haben was dabei. Das Dealen rentiert sich für die meisten nicht, du bist in einem Kreis, wo niemand Geld hat. Ich spreche aus Erfahrung, ich habe es eine Zeitlang gemacht. Am Ende des Monats rennst Du allen hinterher wegen dem Geld. Das macht keiner mehr von uns.“) Scheinbar hat es sich doch gelohnt, für kurze Zeit, zu einem hohen Preis. Regeln aufstellen ist das eine, danach zu handeln das andere.

Synthesen – ein Versuch

Handlungsfähigkeit, Ermächtigung und Teilhabe

Abschließend sei ein Versuch unternommen, die dargestellten individuellen Ausschlusserfahrungen und die daraus resultierenden Gegenreaktionen miteinander zu vergleichen. Inwiefern gleichen sich die oft von Exklusionsängsten und -erfahrungen ausgehenden individuellen – zuweilen auch gemeinschaftlichen – Versuche der Teilhabe, der Aneignung oder der Verfügung über (halb-)öffentliche Räume, inwiefern differieren sie? Lassen sich überindividuelle Muster und Mechanismen beobachten?

Dabei gehe ich von der Beobachtung aus, dass Menschen – gerade auch wenig privilegierte – im weitesten Sinne Anteil an ihrer räumlichen und sozialen Umgebung haben möchten. Nur wenige ziehen sich vollkommen zurück, meiden jeglichen Kontakt, exkludieren sich selbst.⁴² Die meisten versuchen auf individuell sehr unterschiedliche Weise, sich in ihre Umwelt einzubringen, an ihr teilzuhaben, das hat diese Darstellung gezeigt. Im Folgenden verwende ich den Begriff „Teilhabe“ für diesen sehr breit verstandenen Versuch, Teil der Gesellschaft, einer Gruppe oder eines Orts zu sein. Hierbei stehen individuelle Mittel und Fähigkeiten (Ressourcen) in unterschiedlichem Ausmaß zur Verfügung und eröffnen unterschiedliche Handlungsspielräume. Sind diese ausreichend groß und beziehen sich auf dauerhaft-materielle Aspekte, so spreche ich von „Aneignung“.

42 Wir begegneten (selten) Menschen, welche hartnäckig Blickkontakt mieden und weder mit uns noch mit anderen in irgendeinen Austausch treten wollten. Ihre Erfahrungen und Perspektiven blieben für uns und somit das Projekt unzugänglich.

Ähnlichkeiten/Unterschiede der Teilhabeversuche und Handlungsspielräume

Die Schutz suchende Marianne in Zürich schafft es, mit ihrer Offenheit und ihrer relativen Gepflegtheit auf Straßen und Plätzen, in Cafeterien und Geschäften Kontakte zu knüpfen und „Verbündete“ auf Zeit zu gewinnen. Das gelingt ihr vermutlich allein besser, als wenn sie sich in Gesellschaft anderer, insbesondere männlicher Marginalisierter befände. Ihre kurzfristigen Kontakte mit Personen mit ökonomischem (eine Ladenbesitzerin) oder kulturellem Kapital (Lehrpersonen, Pfarrer, Rechtsanwälte) bringen zuweilen Vorteile, beispielsweise das Recht, in einem Geschäftseingang oder Kircheneingang zu schlafen. Aber diese „Verbündeten auf Zeit“ erlösen sie nur punktuell aus ihrer Einsamkeit und Isolation im (halb-)öffentlichen Raum und können ihr nur unvollständigen Schutz bieten. Marianne nimmt zwar die Dienste der Bahnhofshilfe in Anspruch, meidet aber die Bahnhofshalle wegen der dort anwesenden Wachleute und Polizeikräfte. Sie fühlt sich PolizistInnen und SIP-Angehörigen schutzlos ausgeliefert. Ihre Versuche, zugehörig zu sein und Anteil zu haben, werden zusätzlich erschwert durch ihre verfolgungswahnähnlichen Züge. Ihre Deutungen der

Handlungen von Ordnungskräften und ihre Rückschlüsse auf deren vermeintliche Ziele beispielsweise decken sich kaum mit den Einschätzungen ihrer Verbündeten. So ist ihr Handlungsspielraum minimal, sie bleibt vollkommen vom guten Willen und der Hilfsbereitschaft ihrer Umgebung abhängig.

Gemeinsam ausgehandelte informelle Regeln ermöglichen kleinen Obdachlosengruppen im Tiergarten (und anderswo) wesentlich größere Handlungsspielräume als Einzelpersonen: Die informellen Regeln bringen neben einer gewissen Gruppenidentität und Geborgenheit eine größere Vorausssehbarkeit von äußeren Einwirkungen (Räumung, Razzien, polizeiliche Befriedung oder Verhaftung) mit sich. Meist ist diese Gruppenidentität allerdings ephemer und fragil. Sie ist nicht stabil, sondern nur situativ wirksam. Auch gelingt es diesen Gruppen nur zum Teil, sich ihre Aufenthaltsräume auch materiell anzueignen. Die „Platten“, also die Schlafplätze der Obdachlosen, werden von kommunalen und staatlichen Organen regelmäßig geräumt. Die meisten sehen sich gezwungen, ihr Hab und Gut tagsüber zu verstecken. Eine Ausnahme bilden die Grabstätten, die sie über längere Zeit erhalten und pflegen. Wie wichtig diese Materialisierung des Bedürfnisses zu trauern für die Gemeinschaft ist, offenbarte das selbstbewusste Erzählen und Zeigen nicht nur von Basti.

Erheblich größer ist der Handlungsspielraum der Bewohnenden des Teepeelands. Sie agieren als Gemeinschaft, in der Regel nicht aus der Defensive, verfügen mitunter über Ausbildungen, Beziehungen und gestalten den angeeigneten öffentlichen Raum (den sie öffentlich zugänglich halten) beinahe schon nach Belieben – ausgeprägter als viele, die mit höherem sozialem, materiellem oder kulturellem Kapital ausgestattet sind.⁴³ Allerdings ist diese Handlungssouveränität nur auf eine fremdbestimmte Zeit beschränkt. Ähnliches lässt sich über den organisierten Widerstand gegen das Murkraftwerk in Graz sagen. Auch hier eignete sich eine Gruppe mit extensiver Anwesenheit und materiell-konstruktiven Aktivitäten (Zelte, Lagerfeuer, Baumhäuser, Infostand) öffentlichen Grund an und dominierte ihn für eine bestimmte Zeit. Die Gruppe nutzte den öffentlichen Raum als Bühne: Das Generieren von Aufmerksamkeit für die Ziele ihrer Gemeinschaft (Schutz der Uferböschungen, der Bäume und des Wildlebens, Verhinderung des Kraftwerks) war ihr Hauptanliegen. Allerdings – und hier zeigen sich deutliche Unterschiede – ist die linke Murpromenade ein multifunktionaler, von Spazierenden, Joggenden, Radfahrenden, Anwohnenden und Schrebergärten Bebauenden intensiv genutzter öffentlicher Ort. Der Landstreifen am Spreeufer, den das Teepeeland belegt, ist zwar auch öffentlicher Grund. Er lag aber über lange Zeit im Schatten

43 „Die Fähigkeit, den angeeigneten Raum zu dominieren, und zwar durch (materielle und symbolische) Aneignung der in ihm verteilten (öffentlichen und privaten) seltenen Güter, hängt ab vom jeweiligen Kapital. Kapital – in seinen grundlegenden Formen: ökonomisches, kulturelles und soziales.“ Bourdieu 1991, S. 30

der Aufmerksamkeit: Während der deutsch-deutschen Teilung war er Grenzgebiet, danach eine überwucherte, von Müll übersäte Brache. Die proaktive und bewusste Aneignung und Gestaltung dieses Landstreifens erregt wiederum Aufmerksamkeit von Seiten der Stadtverwaltung, der Politik und der Wirtschaft (InvestorInnen).

Stufen der Teilhabe

Basierend auf den Gesprächen, Spaziergängen und Beobachtungen lassen sich qualitative Unterschiede der angestrebten und realisierten Teilhabe am öffentlichen Raum feststellen. Die meisten Menschen, die sich häufig in öffentlichen Räumen aufhalten (freiwillig oder unfreiwillig), versuchen auf unterschiedliche Weise, an diesen Räumen und somit auch an der Gesellschaft teilzuhaben. In der Tat ist es auffällig, dass besonders Bettelnde und Obdachlose, also Anteilslose im Sinne von Jacques Rancière, sich oft in belebten, zentrumsnahen öffentlichen Räumen aufhalten und dies nicht nur, weil das Betteln oder Schnorren dort ertragreicher ist. Sogar Menschen, die sich als Opfer sehen und sich auch so präsentieren, brauchen Gesellschaft und ein (wenn auch in der Regel unaufmerksames) Publikum.

Da die Gesellschaft, da folge ich Pierre Bourdieu, stark von sozialen Hierarchien geprägt ist, die mit Stellungen innerhalb der Gesellschaft und der Handlungsfähigkeiten im Raum korrelieren, kann von einer Anteils- oder Zugehörigkeitshierarchie gesprochen werden, die sich im öffentlichen Raum manifestiert. Diese Hierarchie ist nicht immer auf den ersten Blick fassbar, zeigt sich auch nicht unbedingt unmittelbar in Äußerlichkeiten wie Kleidung, sehr wohl aber im Verhalten über die Zeit: Obwohl Gesetze theoretisch für alle gleichermaßen gelten, verfügen die Anteilslosen im öffentlichen Raum (wie überall) kaum über Handlungsoptionen, während Menschen mit hohen ökonomischen, sozialen und kulturellen Anteilen (Kapitalien) auch im öffentlichen Raum über erheblich mehr Handlungs- und Gestaltungsoptionen verfügen. Eine Hierarchie der Zugehörigkeit, welche die Faktoren Sichtbarkeit, Dauer, Handlungsart, Handlungsintensivität, Mitprägen (oder -gestalten) von Räumen sowie Einbringung von eigenen Anliegen, Deutungen, Werten und Gütern berücksichtigt⁴⁴, könnte stichwortartig so aussehen: passive Präsenz (stehen, liegen, sitzen); Präsenz durch Handlungen (Leute ansprechen, betteln, schnorren, sammeln, verkaufen, musizieren); Präsenz durch Material (Bettelbecher, Kartons, Matratzen, Schlafsäcke, Tüten, Einkaufswagen, Zelte, Stühle, Tische, Infostände); Gestaltung von Orten (Tags, Graffitis, Gedenkstätten, Anlegen von Wegen, Tipis, Zeltdörfern, Schreinen, einstöckigen Bauten, Baumhütten); Verfügen (Aufstellen von Regeln) über Räume.

44 Vgl. Althaus, Eveline/Métrailler, Michèle: „Soziale Partizipation“, in: Michèle Métrailler, Fachhochschule Bern, Wirtschaft, Gesundheit und soziale Arbeit (WGS): Alter und öffentlicher Raum: Die Beziehung zwischen Raumbeschaffenheit und sozialer Partizipation am Beispiel der Stadt Bern. Bericht des interdepartementalen Forschungsprojekts, Juni 2013, hier S. 17, [www.bfh.ch > documents > research > Schlussbericht Lebensraum](http://www.bfh.ch/documents/research/Schlussbericht-Lebensraum), Zugriff am 03.03.2020

Teilhabe erleichternde Faktoren

Es ist offensichtlich, dass es gemeinsam Handelnden in der Regel besser als einzelnen gelingt, sich Räume zu erschließen, anzueignen und sie mitzuprägen. Dabei sind Gruppen, die einzig Zweck- oder Notgemeinschaften sind, wiederum weniger effektiv als solche, die Werte oder Ziele teilen und/oder verbindliche Verhaltensregeln aushandeln. Begünstigend auf die Handlungsfähigkeit wirkt sich sowohl für Individuen wie auch für Gruppen ein moderates Verhalten aus, das nicht per se öffentliche Aufmerksamkeit beansprucht (beispielsweise durch das Mitführen von Material, Lärm- oder Geruchsbelästigung oder offensichtliche Delinquenz) und durch eine gewisse Selbstregulierung gekennzeichnet ist (Schlafplätze abseits von Sichtachsen, keine zu großen Ansammlungen, relatives Sauberhalten von Gütern). Menschen, die physisch und psychisch gesund und nicht (stark) süchtig oder abhängig sind, gelingt diese Selbstregulierung eher. Auch physisch angenehme Bedingungen (Wärme, Trockenheit) erweitern Handlungsspielräume. Sehr förderlich sind Verbündete – wo und in welcher Form auch immer – inner- oder außerhalb des eigenen Wirkungskreises (ein verständnisvoller Beamter beim Grünamt, Beziehungen zu PolitikerInnen, eine gutgesinnte Verkäuferin etc.). Flächen, die nicht unter einem großen öffentlichen Nutzungsdruck stehen, beispielsweise wenig begangen sind und nicht von vielen verschiedenen Menschen und Gruppen intensiv beansprucht werden, begünstigen Teilhabe und Aneignung.⁴⁵ Solche Orte können durchaus zentrumsnah sein, das zeigen der „Stammtisch auf dem Hohenstauffenplatz“ (siehe Julia Webers Beitrag in diesem Band) oder das Teepeeland, beide in Berlin.

45 Die Bewohnenden des Teepeelands konnten sich durch gut funktionierende Beziehungen zur Politik auf einem bis dahin kaum genutzten öffentlichen Gebiet halten, das allerdings im Besitz der Stadt und Teil städtischer Planung (Spreeuferweg) ist und vermutlich über kurz oder lang steigendem Nutzungsdruck und insbesondere den Kräften des Markts zum Opfer fallen wird.

Teilhabe erschwerende Faktoren

Nicht alle Bemühungen um Zugehörigkeit resultieren aus subjektiv oder objektiv drohender Marginalisierung/Verdrängung, aber alle Aneignungsversuche stoßen auf mehr oder weniger große, verschiedenartige Gegenkräfte. Diese Kräfte zeigen sich für gesellschaftlich marginalisierte (Mittellose, Obdachlose, Süchtige), äußerlich auffällige (Kleidung, Hygiene, mitgeführte Habe), gewalttätig und/oder delinquent handelnde oder gesundheitlich angeschlagene Einzelpersonen besonders deutlich: in Form von Ordnungskräften oder Vorschriften, auf die erstere sich berufen, wenn sie zurecht- oder wegweisen. Vielfach (wenn auch nicht immer – das kumpelhafte Verhältnis des Obdachlosen Laslo in Graz mit PolizistInnen, die ihn regelmäßig mit Bier beliefern, zeigt das) werden für diese Personen jegliche Staats- und Behördenvertretende zu feindlichen Kräften. Sicht- und riechbare Verwahrlosung und physisch raue Bedingungen (Kälte, Nässe, Wind) erhöhen ihre

Verletzlichkeit. Den öffentlichen Raum mit Material (Säcke, Wind-, Kälte- und Nässeschutz, Wagen, Stühle, Gedenkstätten) zu belegen, erhöht die Wahrscheinlichkeit aufzufallen und weggewiesen zu werden. Dabei existiert ein erheblicher Ermessensspielraum, den die Zuständigen (in Berlin: Ordnungsamt, Straßenamt oder Grünamt) eingreifend oder tolerierend auch nutzen. Je aktiver und auffälliger einzelne Personen oder Gruppen sich Räume aneignen und gestalten, desto machtvoller werden die Gegenkräfte, besonders wenn der Nutzungsdruck dieser öffentlichen Räume hoch ist. Das zeigen die Erfahrungen der Obdachlosen Marianne, die sich in der hoch frequentierten Zürcher Innenstadt aufhielt und dort mit ihren Taschen und Schildern, zuweilen auch einem Bettelbecher, hochgradig auffällig war, ebenso wie die physischen Aneignungen des Murufers, der Böschung und einzelner Bäume durch die Murkraftwerk-GegnerInnen in Graz. Gegenbeispiele für Orte, die trotz hohem öffentlichen Nutzungsdruck über längere Zeit von wenig privilegierten Menschen in Anspruch genommen werden, sind die Umgebung des Bahnhofs Zoo und der anschließende Tiergarten in Berlin oder der Stadtpark in Graz.⁴⁶ An diesen Orten tolerieren Ordnungskräfte marginalisierte Personen, auch mit Material, solange sie nicht zu auffällig werden. An dieser hohen öffentlichen Sichtbarkeit von Anteilsuchenden in öffentlichen Räumen in Zentrumslagen kristallisieren sich wiederkehrende Debatten und politische Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Vielfalt und Sicherheit, die oft nach folgenden Mustern geführt werden: Die politische Rechte fordert Sicherheit, Eindämmung, Räumung und Aus-/Wegweisung, die Linke mehr soziale Angebote, Integration, Ermächtigung und Schutz.⁴⁷

Empfundene Exklusion, Exklusionsängste und objektivierbare Exklusion

Die Zusammenhänge zwischen subjektiv erfahrener, befürchteter und objektivierbarer Exklusion sind vielfältig und komplex. Sie sind nur in Relationen, nicht absolut, zu fassen. Das Gefühl, nicht willkommen, gefährdet zu sein oder die Befürchtung/Angst, von einem Ort vertrieben zu werden, kann wirkmächtiger sein als tatsächliche Bedrohungen durch Ordnungskräfte, Bauprojekte oder ökonomischen Druck. Ängste und Befürchtungen schränken räumliche Zugänge und/oder Handlungsspielräume vermutlich weit stärker ein als reale Exklusion. Deswegen haben diese subjektiven Befindlichkeiten einschneidende reale Folgen. Aus (öffentlichen) Räumen verdrängt zu werden – diese Angst und das damit verbundene Verhalten betrifft einen Personenkreis, der weit mehr Menschen umfasst als jene, die Verdrängung konkret erfahren müssen.

46 Die im Grazer Stadtgespräch als „Punks“ bezeichneten, oft stark alkoholisierten Gruppen von bis zu 50 Leuten dominierten den zentralen Parkteil rund um den Zierbrunnen (Platz der Menschenrechte) so sehr, dass viele sich nicht mehr in den Park wagten. Mit den „Punks“ ins Gespräch zu kommen war schwierig, wir wurden offensichtlich für Spitzel gehalten und bekamen das Liedchen „Schleichs euch“ zu hören. Die Punks hätten sich „ihr Bleiberecht ersessen“, hieß es von Mitarbeitenden des nahen Forum Stadtpark. Nach einem heftigen Sturm im Juni 2018, der im Stadtpark reihenweise Bäume umstürzte und dort auch ein Todesopfer forderte, wurde der Park insgesamt gesperrt. Der Polizei gelang es weitgehend, die „Punks“ nach der Wiedereröffnung von ihrem angestammten Platz fernzuhalten.

47 Dazu ausführlicher: Dangschat, Jens S. (2017): „Urbaner sozialer Wandel. Von der sozial gemischten Stadt zur segregierten und fragmentierten Stadt?“, in: Krusche, Jürgen (Hg.): Die ambivalente Stadt. Gegenwart und Zukunft des öffentlichen Raums, Berlin, S. 18–33 und Rolfes, Manfred (2017): „(Un-)sichere Stadt. Vom Umgang mit Risiken und Gefahren in urbanen Räumen“, in: Krusche, S. 48–61

In der Regel basieren Ausschlussängste zu einem Teil auf Erfahrungen, können aber stark durch mediale Berichterstattung sowie von Gerüchten und Mutmaßungen beeinflusst sein und sich von realen Bedrohungs- oder Exklusionssituationen vollständig abkoppeln.

Die meisten Menschen, die uns von ihren Vertreibungserfahrungen erzählten und uns Verdrängungsorte zeigten, waren und sind offensichtlich marginalisiert. Sie werden von ihren Schlafplätzen oder Bettelstellen vertrieben, umso eher, desto grösser der Nutzungsdruck eines bestimmten Orts ist (unter dem Bankautomaten sitzender Bettler) und desto offensichtlicher (Anzahl Schlafsäcke, Zelte, Auffälligkeit, Verschmutzung) ihre Aneignung ist. In der Regel erleben sie diese Verdrängung chronisch, sie gehört zu ihrem Alltag. Viele von ihnen schätzen drohende Vertreibungsgefahren differenziert ein, entwickeln eine Deutungskompetenz dafür, wie viel Behörden oder Beamte tolerieren und passen deswegen ihr Verhalten an oder stellen gar Regeln auf (Gruppe um den Obdachlosen Basti). Eine feinjustierte Balance/Hierarchie zwischen Tolerierung von ungewollter Präsenz oder Aneignung des öffentlichen Raums und Sanktion von zu auffälligem Verhalten kann sich jedoch durch ein einziges Ereignis (beispielsweise die Ermordung einer Frau im Tiergarten) und den darauf folgenden politischen Druck vom einen auf den anderen Tag ändern (Räumung aller Zelte an den Stadtbahnbögen im Tiergarten). Dass hierarchiefreie Räume kaum zu erreichende Ideale sind, zeigen auch unsere Gespräche und Beobachtungen. Ausgeprägte Hierarchien sind auch und gerade innerhalb und zwischen marginalisierten Gruppen anzutreffen: Obdachlose sehen sich gegenüber Flüchtenden benachteiligt, deutsche DealerInnen und Alkoholsüchtige werden durch afghanische und tschetschenische DealerInnen verdrängt. „Der deutsche Obdachlose ist besser als der polnische Alkoholiker, der Alkoholiker ist besser als der Fixer, der sich nicht prostituiert, der wiederum besser als der Fixer, der das tut.“⁴⁸

Einen gewissen Schutz bieten kleine Gruppen, die informell-hierarchisch geprägt sind, mit eigenen Regeln, Konventionen und/oder Zielen, die aber wiederum oft in Konflikten mit anderen Kleingruppen stehen. Selbst wenn nicht die schiere Existenz, das (Über-)Leben am Rande der Gesellschaft, sondern die Teilhabe an der eigenen Stadt und an die (Mit-)Gestaltung von Lebensräumen auf dem Spiel stehen, wie im Teepeeland in Berlin oder beim Widerstand gegen das Murkraftwerk in Graz: Auch hier offenbaren sich Hierarchien innerhalb von Gruppen sowie bei Beziehungen von Gemeinschaften untereinander und mit alliierten Gruppen mit gemeinsamen Zielen, die jenen von Behörden, Politik und Privatwirtschaft teilweise entgegenstehen, wobei letztere oft mit Polizeigewalt durchgesetzt werden.

48 Video-Spaziergang mit Andreas Abel, Streetworker, Gangway Berlin, Berlin Tiergarten, 23.05.2018

Verdrängungen und Aneignungen, also letztlich hierarchisch geprägte Aushandlungsprozesse, sind hier wie dort offensichtlich. Sie sind im individuellen Verhalten und in sozialen Interaktionen im öffentlichen Raum ablesbar und scheinen deshalb vielleicht brutaler als die Verteilungs- und Nutzungskonflikte, die in der Gesellschaft allgemein anzutreffen sind. Der einzige Unterschied liegt in der Form: Die gesellschaftlichen Etiketten der sozialen Konventionen, der Diskretion, des Taktes fehlen weitgehend. Straßen, Plätze und halböffentliche Räume wie Bahnhöfe offenbaren hierarchische Machtausübung und Aushandlungsprozesse in individuellem und kollektivem Verhalten. Betroffene erleben und verbalisieren diese fluiden Hierarchien des öffentlichen Raums und damit der Gesellschaft an sich oft sehr viel unmittelbarer und offener als Menschen inmitten der Gesellschaft, welche diese Hierarchien oft versteckt, diskret, im Arbeits- und Privatleben erfahren und ausüben.